Gemüt und Charakter.

Von

Ferdinand Theodor Quade
Realgymnasialoberlehrer.

Wissenschaftliche Beilage zum Siebenunddreißigsten Jahresbericht
des Königlichen Realgymnasiums zu Rawitsch.

REALGYMNASIUM DÜSSELDORF BIBLIOTHEK

1890. Progr. Nr. 165.

Ostern 1890.

Rawitsch.
Druck von R. F. Frank.

grA 13 (1890)

1016,37 b

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als Hauptgebrechen der Gegenwart hören wir von vielen Seiten den klaffenden Zwiespalt, der sich in der modernen Weltanschauung aufthut, beklagen. Zwischen den Bedürfnissen des Gemüts und den Ergebnissen der Wissenschaft gähne eine Kluft, die nicht zu überbrücken sei; entweder sei das Gemüt mit seinen Forderungen aufzugeben und damit die höchsten Güter der Menschheit zu Trugbildern herabzuwürdigen, oder es sei der wissenschaftlichen Erkenntnis zwingende Beweiskraft abzusprechen. Abgesehen davon, daß es ein allen Völkern gemeinsames Unheil ist, wenn der Geist, mit sich selbst im Widerspruch, nicht gesund und kraftvoll zu leben vermag, trifft dieser Zwiespalt kein Volk härter als das unsrige, denn für dieses ist der Begriff des Gemütes ein ganz besonders wichtiger. Wir rühmen uns vor allen andern Nationen des Gemüts, wir glauben, mit ihm in besonders hervorragender Weise ausgestattet zu sein, und sind überzeugt, daß gerade hierauf diejenigen Vorzüge beruhen, die uns vor den andern Völkern auszeichnen.

Aber nicht in gleich allgemeiner Weise sind wir uns der Wesenheit dieses Vorzuges bewußt. Wohl lebt im Geiste unserer Volksgenossen ein ungefähres Bild, eine lebenswarme Anschauung dieser ihrer Eigentümlichkeit, aber eine klare, scharfe, allgemein gültige Begriffsbestimmung derselben suchen wir vergebens. Und dies gilt nicht nur von der großen Menge; auch die psychologischen Lehrbücher setzen in ihrer Mehrheit die Bestimmung unsers Begriffs voraus.

Nur ganz im allgemeinen sucht man das Wesen des Gemüts mehr auf dem Gebiete der Empfindungen und Triebe, als auf dem des Denkens, ohne doch dieses ganz ausschließen zu können, weil gerade die Art und Weise, wie wir die Welt unseres Geistes gestalten, von unserem Gemüte bedingt ist.

Und dies gilt schon für die ältere Zeit. Denn im Mhd. bezeichnet gemüete, Samlwrt. zu muot, die Gesamtheit der Empfindungen und Gedanken, gerade wie muot die in einer gewissen Zeit vorhandene Beschaffenheit der Gedanken, der Gefühle und des Willens bedeutet, und zwar so, daß diese drei Thätigkeiten ungetrennt gedacht werden, obgleich bald die erste, bald die zweite, bald die dritte vorherrschend erscheint. Als Gegensatz zu Feigheit ist muot dem Mhd. unbekannt. vreude und guot gemüete, übel gemüete bekêren ze güete, ûz dem gemüete benemen, daz gemüete tragen, im Sinne von „gesinnt sein“ sind ausreichende Beispiele.

Dem entsprechend sagt B. Goltz*) wohl sehr richtig, das Gemüt sei eine Grundgestalt der Seele, welcher alle augenblicklichen Gedanken und Gefühle inkorporiert werden. Fichte**) erklärt es für die Gesamtheit der Gefühlszustände des Geistes, die noch ungetrübte rein gegensatzlose Mitte unserer Persönlichkeit. Rothe***) nennt es die Kehrseite der Gebildetheit. Mein unvergeßlicher Lehrer Deinhardt†) hält die Gemütswelt für denjenigen Teil unserer Vorstellungswelt, der durch unser Gefühl durchleuchtet und verklärt wird, und das Wesen des Gemüts liegt ihm in der Durchdringung eines objectiven Inhalts durch das Gefühl, so daß das Gefühl ebenso sehr in dem objectiven Inhalt, wie der objective Inhalt aufgeht in dem Gefühle.

*) Des Menschen Dasein in seinen weltewigen Zeichen und Zügen. I. 303.

**) Psychologie I. 448. 553.

***) Ethik. I. S. 545.

†) Deinhardt, Kleine Schriften S. 215.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ueberall erscheint so das Gemüt, entsprechend der allgemeinen Vorstellung des Volkes, zwar als im Gegensatz zum Erkennen, aber doch in gewisser Wechselwirkung mit ihm stehend. Dennoch wird eine genauere psychologische Begriffsbestimmung manche Merkmale anders feststellen müssen.

Die Welt unserer Erkenntnisse erscheint nach derselben schroff von unserer Gefühlswelt getrennt, sie erscheint uns wie ein passives Spiegelbild der äußeren Welt, auf welches je nach den verschiedenen Gefühlen eine verschiedene Beleuchtung fällt, ganz entsprechend dem naiven Standpunkt der Menge diesen Fragen gegenüber.

Wenn wir uns selbst betrachten, so finden wir in uns eine geistige Welt, welche allgemein als ein Abbild gilt der uns umgebenden räumlichen und zeitlichen Außenwelt mit all ihren Formen und Ereignissen, ferner unserer selbst und schließlich all der mannigfachen Beziehungen, welche wir selbst zu den Menschen und den Dingen gewonnen haben. Wir unterscheiden demnach ein Sein in der Wirklichkeit und ein solches, das gewußt wird, d. h. ein Sein in unserm Bewußtsein. Die unbefangene Meinung des gewöhnlichen Lebens nun schreibt dem empfundenen und vorgestellten Inhalte eine durchaus wesensgleiche Wirklichkeit außerhalb der empfundenen Wirklichkeit zu.

Uns umgiebt eine Welt der festen gegenständlichen Gestaltung, welche sich in den verschiedensten Formen darstellt, uns umstrahlt der lebhafte Glanz der Gestirne, uns umtönt der tausendstimmige Gesang der Vögel, das Brausen des Sturmes, der süße Klang einer geliebten Stimme, und unser Wissen hiervon erscheint wie ein Abbild der mannigfach gestalteten, farbenprächtigen und klangdurchtönten Welt. Das ist die wirkliche Welt des unbefangenen Menschen. Für ihn ist jene Wirklichkeit so außerhalb seines Geistes vorhanden, wie er sie empfindet, auch wenn er sie nicht hört, sieht oder auf irgend eine Weise wahrnimmt. Ihm ist die Erde vom Sonnenschein beglänzt, von wechselnden Lichtern und Schatten durchzogen; ihm rauscht dort das Wasser, braust der Sturm, auch ohne daß ein menschliches Auge oder Ohr vorhanden ist, dies zu vernehmen.

Aber schon eine oberflächliche Kenntnis der Physik zeigt uns, daß Schwere, Farbe, Schall, die wir als Eigenschaften der Dinge, als wirklich vorhanden ansehen, weiter nichts als Sinneserregungen, daß alle Sinnesempfindungen nicht Abbilder der Gegenstände und Vorgänge der Außenwelt, sondern eigene Erzeugnisse unserer Seele seien. Demgemäß haben wir vor allen Dingen zwei Punkte festzustellen: die Welt unseres Bewußtseins ist wesenhaft verschieden von der objektiven Welt, und unsere innere geistige Welt läßt sich aus der objectiven gar nicht begreifen.

Hierbei müssen wir uns zunächst gegenwärtig halten, daß auch die Materie, der Stoff, welchen die Naturwissenschaft als Prinzip ihrer Welt setzt, gar nicht unmittelbar den Sinnen gegeben ist, sondern selbst nur ein Erzeugnis unseres Denkens ist. Ursprünglich durch die Erfahrung gegeben sind nur die einfachsten sinnlichen Empfindungen, aber jede Empfindung einer Farbe, einer Form, eines Tones setzt sich aus vielen psychischen Daten zusammen, entsprechend den ebenso vielen Luft- und Aetherschwingungen, ihrem Correlat.*) Farbe, Form und Schwere sind in dieser Weise nicht wirklich, sondern unser Bewußtsein hat die Zeichensprache der Dinge nur so eigentümlich gedeutet, Klang und Gestalt sind nur vorhanden in dem menschlichen Bewußtsein, und unsere Seele hat eine Vielheit von Eindrücken zu einer Einheit des Empfindungszustandes zusammengefaßt.

---

*) „Der durch diese mechanische Reizung des Nervenendes hervorgebrachte Erregungszustand der Nervensubstanz, welche noch immer ein durch die neueren Hülfsmittel der Untersuchung nachweisbar materieller Bewegungsvorgang ist, pflanzt sich innerhalb der Nervenröhrchen etwa wie eine telegraphische Depesche fort, und im Gehirn erst findet jene geheimnisvolle Transsubstantiation des physikalischen Bewegungsvorgangs der Nervenerregung in den physischen Zustand der Schallempfindung statt.“ Ferner: „Streng genommen, können wir also gar nicht von einer Wahrnehmung des Schalles sprechen, denn was wir wirklich vernehmen, ist nicht die Schallbewegung als solche, ist vielmehr die Veränderung des Ich, ein psychischer Zustand, dem gar nichts Ähnliches in der Außenwelt entspricht. Es wäre schwer, außerhalb des Gebietes der Physiologie des Gehörsinns eine handgreiflichere Begründung jener Gedanken zu finden, die in der Überzeugung gipfeln: „die Welt ist meine Vorstellung.“ — Czermak, angef. bei Glogau, die Grundprobleme der Psychologie.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn wir daher sagen: wir sehen irgend ein Ding, so ist das nicht so zu verstehen, als wäre das Object, das Ding in seiner Bestimmtheit fertig, stände vor uns und nähme unsere Handlung des Auffassens und Anschauens passiv auf*), sondern es wird erst durch unsere geistige Thätigkeit geschaffen. Wie durch die Thätigkeit des Bauens ein Haus entsteht, so entsteht durch die Thätigkeit des Anschauens das Object.

Es ist demnach unbestreitbar die Materie etwas Verschiedenes von der Seele, der sie erscheint, ohne daß doch die ursprüngliche Unvergleichbarkeit von Reiz und Empfindung die genaueste Correspondenz in ihrer gegenseitigen Abänderung irgendwie ausschlösse.**)

Das Vertrauen des Materialismus, aus der Zergliederung der Hirnprozesse das Seelenleben in seiner ganzen Entwickelung erfassen zu können***), täuscht, und es folgt aus dem Gesagten unumstößlich, daß die psychischen Erscheinungen in keiner Weise an dem Substrat der materiellen haftend gedacht werden können, daß wir also als Träger der inneren Welt die Seele annehmen müssen, und zwar eine einheitliche, selber nicht wieder zusammengesetzte, immaterielle Seele.

Die letzte Behauptung kann streng bewiesen werden, und Lotze hat in seinem Mikrokosmus (I. S. 159 flgd.) den Beweis mustergültig erbracht; aber es würde den Rahmen unserer mehr einleitenden Betrachtung bei weitem überschreiten, wollten wir die Grundzüge jenes Beweises anführen. Es genügt, auf die letzte Anmerkung zu verweisen.

Es könnte nach den vorhergehenden Auseinandersetzungen scheinen, als wollten wir dem absoluten Idealismus das Wort reden, als wäre die Natur durchaus und in jeder Beziehung eine Schöpfung des Geistes, habe aber sonst, abgesehen von diesem, keine Wirklichkeit. Dagegen sprechen vielerlei Gründe. Wir unterscheiden selbst ganz genau zwischen wirklichen und bloß eingebildeten Gegenständen; denn erst der allseitige Zusammenhang unserer gesamten Erfahrung und die eigentümliche Erregung der Sinnesorgane, welche bei dem Bewußtwerden einer bloßen Erinnerung stets fehlt, bestimmt die Wahrnehmung eines realen Gegenstandes.

Ferner wissen wir alle aus Erfahrung, daß wir unsere Sinne nicht nach unserem Belieben erregen können, daß die vorhandene Erregung nicht von uns ausgeht, daß wir ihr vielmehr unentrinnbar hingegeben

---

*) Zeitschr. für Völkerpsychologie IX. S. 14.

**) Glogau, die Grundprobleme der Psychol. S. 16.

***) Die leitende Analogie bei der eben bestimmten Anschauung ist „die Zusammensetzung der psychischen Bewegung nach dem Parallelogramm der Kräfte. Man verlegt also gleich in die einzelnen Atome neben den physischen Kräften eine innere psychische Lebendigkeit und hofft, aus der Vielheit dieser in dem Centralorgan notwendig einander begegnenden innerlichen Zustände den einfachen Strom eines Gesamtbewußtseins zu construieren. Die aus den gesamten Gehirn- und Nervenatomen resultierende Bewegung müsse ja notwendig den falschen Schein einer wesenhaften Einheit, eines einheitlichen Bewußtseins, vor sich hertragen. Indessen das Parallelogramm der Kräfte sagt, genau genommen, nichts anderes, als daß zwei oder mehrere verschieden gerichtete Kräfte, welche auf ein und denselben Gegenstand hinwirken, diesem identischen Angriffspunkt eine mittlere einfache Bewegung erteilen. Die Einheit dieses Punktes aber fehlt für die Zusammenfassung der psychischen Elemente in dem Gedanken. Wo sollte er wohl nach dieser Auffassung liegen? So erregt man den Schein, als könnten die Thätigkeiten verschiedener Dinge gänzlich losgelöst von ihren Trägern zu einer Resultante zusammengefaßt werden, zu einer wesenhaften Einheit, welche nicht an einem der componierenden Factoren hinge, sondern für sich wäre. Eine solche Resultante könnte dann nur zwischen den wirkenden Elementen schweben, wäre nur für den Zuschauer vorhanden. Denn niemals kann aus bloßen Thätigkeiten verschiedener Wesen ein neues Subject hervorgehen, es sei denn, daß man den Wert des Substanzbegriffs leugnet und diesen ganz aufgiebt. Ist aber eine Thätigkeit undenkbar ohne ein Thätiges, so kann bei dem Zusammenwirken mehrerer Factoren jedem Factor selbst nur der Anteil an dem Prozesse ein innerer Besitz sein und, so zu sagen, von ihm gewußt werden, zu welchem er, vermöge seiner Lage, in directer Beziehung gestanden hat. — Eine Welle z. B. ist eine Einheit immer nur für uns, wie nur für den Zuschauer ein marschierendes Heer das einheitliche Bild einer sich dahinwälzenden Schlange abgiebt. Jedem Wasserteilchen aber, wenn es Bewußtsein hätte, jedem marschierenden Soldaten kann direct nur seine eigentümliche Lage bewußt sein, nicht die des Heeres oder der Welle. So mag man das Gehirn immerhin mit Myriaden fühlender Wesen bevölkern: eine Zusammenfassung ihrer unzähligen Zustände käme damit noch lange nicht zustande."

Glogau, die Grundprobl. d. Psychol. S. 18 flgd.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind. Dasein und Form unserer geistigen Zustände sind mit Notwendigkeit an die äußeren Eindrücke und ihre Wechselwirkung mit den stofflichen Elementen unsers Körpers geknüpft, aber sie allein bilden die psychischen Thätigkeiten nicht, sie erzeugen sie nicht, sie sind nur veranlassende Bedingungen für sie.

Empfindungen sind demgemäß Erscheinungen in uns, welche zwar die Folge von äußeren Reizen, aber nicht die Abbilder derselben sind. Sie unterscheiden sich ferner von dem äußeren Reiz dadurch, daß sie bleibend sind. Hat die Seele einen Eindruck von außen empfangen, und hat der Reiz aufgehört zu wirken, so gilt dies nicht gleichfalls von dem auf Veranlassung desselben erzeugten seelischen Gebildes. Der einmal wahrgenommene Ton ist mit seinem Ausklingen nicht zugleich aus der Seele verschwunden, sondern die Seele bewahrt ihn, kann ihn bei der Wiederholung desselben Reizes wiederhervorrufen. Dieses Erinnerungsbild nennen wir Vorstellung im Gegensatze zu den Empfindungen, welche ein äußerer Reiz neu in unserem Inneren entstehen läßt. Sie unterscheidet sich von dieser in klarer Weise, denn die Vorstellung des Tones klingt nicht, die von blau ist nicht blau, die des Runden ist nicht rund. Derselbe von außen eindringende Reiz erzeugt nicht eine zweite andere Vorstellung; sondern die Inhalte verschmelzen mit einander, wie das mehrfach wahrgenommene Grün oder Rund, während in der Außenwelt völlig identische Inhalte neben einander vorhanden sind.

Umgekehrt beharren in der Seele Vorstellungen neben einander, deren Inhalte in der Wirklichkeit sich ausschließen. Ein irdenes Gefäß und seine Scherben können in der Wirklichkeit nicht neben einander sein, wohl aber dauert in der Seele neben der Vorstellung des Gefäßes diejenige der Scherben fort.*)

Hier haben wir aber auf einen wichtigen Umstand aufmerksam zu machen. Die erzeugte Vorstellung dauert wohl in der Seele fort, aber nicht in dem Bewußtsein; sie tritt nur zeitweilig wieder in demselben auf, und zwar so, daß kein äußerer Reiz nötig war, um sie von neuem zu erzeugen.**) Sie kann also in dieser Zwischenzeit für uns nicht völlig verloren sein, sondern muß unbewußt in der Seele verharren. Eine Anführung von Gründen für diese Thatsache ist unmöglich. Denn wenn wir von der verschiedenen Stärke der Vorstellungen reden, mit welcher sie sich im Bewußtsein zu erhalten suchen, oder wenn wir sie wie lebende Wesen um den bevorzugten Platz im Bewußtsein kämpfen lassen, so ist das immer nur ein anschauliches Bild des Vorgangs; auch spielen wir mit diesen Erklärungsversuchen die Frage auf das ganz fremde Gebiet der Quantitäten hinüber***). Wenn wir daher auch zugeben, daß wir die unbewußten geistigen Elemente nicht positiv bestimmen können, so kann doch damit ihr Vorhandensein nicht geleugnet werden, und wir werden ihrer Wirkung an einer späteren Stelle noch begegnen. Für die Wiederkehr der Vorstellungen ins Bewußtsein kann man als thatsächlich, ohne Angabe des erzeugenden Grundes, nur anführen, daß ohne Rücksicht auf ihren Inhalt sich zwei Vorstellungen dann „associieren", wenn sie ohne Zwischenglied erzeugt wurden, und daß eine bestimmte Vorstellung eine andere mit ihr associierte „reproduzieren" kann; für unverbundenes Vieles hat das Bewußtsein keinen Raum.

Von größerer Bedeutung als die von uns nicht erklärbare Entstehung der Vorstellungen und ihres Verlaufs ist der Umstand, daß wir uns diesen Wechsel der Vorstellungen selbst vorstellen. Die Resultantenbildung der physischen Kräfte ist dem seelischen Leben völlig unbekannt. Die Farben Gelb und Blau, die in unserer Erinnerung raumlos und ohne Scheidewand zusammen sind, fließen nicht in ein einfaches Grün zusammen, das wir als ihr mittleres Ergebnis erwarten dürften, sondern, indem die vorstellende Thätigkeit von Blau zu Gelb übergeht, erzeugt sie die neue Vorstellung der qualitativen Ähnlichkeit, die wir beiden zuschreiben. In ähnlicher Weise entstehen die Vorstellungen der Gleichheit, des Gegensatzes, ja, selbst das, was wir als Allgemeinbegriff bezeichnen. Sie sind nicht Erzeugnisse eines Zusammenwirkens vieler Vorstellungen, sondern

*) Glogau, Grundprobl. S. 22.
**) Lotze, Grundzüge d. Psychologie S. 16.
***) Lotze, Mikrokosm. I. B. 2. cap. 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eigentliche bloße Aufforderungen an uns, eine Reihe verschiedener Einzeleindrücke vorzustellen, jedoch mit dem Nebengedanken, daß es nicht auf sie, sondern auf das Gemeinsame ankomme, das in ihnen enthalten ist*).

Die Seele faßt also die mannigfachen Inhalte, die sie gesondert empfängt, ohne ihre Elemente zu zerstören, vergleichend zusammen, sondert sie später nach ihrer inneren Verwandtschaft in Gruppen, und so entspringt durch Verbinden und Scheiden immer neuer Inhalt, d. h. die Seele ist schöpferisch,**) sie strebt die Mannigfaltigkeit der Eindrücke in dem Sinne eines zusammenhängenden Ganzen zu deuten und sie in das Bild einer Welt zu verwandeln, in deren innerlicher Verknüpfung sie den Wiederschein ihrer eigenen Einheit findet***). Andrerseits dürfen wir aber nicht ohne weiteres annehmen, daß diese Grundsätze der Erkenntnis, nach denen wir das Weltbild entwerfen — Raum, Zeit, Ding, Ursache — angeborne Ideeen in dem landläufigen Sinne seien; sondern in dem ursprünglichen Wesen des Geistes liegt die Eigentümlichkeit, die ihn zwingt, auf Anregung der Erfahrung diese Auffassungsweise zu entwickeln.

Wohl wird durch die unmittelbare Empfindung, welche die Außenwelt veranlaßt, der Anfang zu allem inneren Leben gegeben, aber der Geist ist nicht bloß leidend zu denken; jeder empfangene Eindruck wird erst zu dem, was er wird, durch die Gegenwirkung des den Eindruck empfangenden Wesens. Es ist eine unbewußte Wirksamkeit des Geistes, mit der er jene Eindrücke zu einem Bilde der Welt verknüpft, denn wir gewahren das Raumbild der Welt und die Zeit, d. h. den Ablauf der Ereignisse in ihr, sofort als etwas Fertiges in uns. Dasselbe gilt auch von der Gewohnheit, zu jeder Veränderung des gegenwärtig Vorhandenen auch eine ausreichende bedingende Ursache hinzu zu denken.

Die Gültigkeit des Kausalzusammenhanges liegt eben darin begründet, daß er ein wesentliches begriffliches Moment des Bewußtseins selbst ist, ohne welches ein Denken, ein Begreifen gänzlich unmöglich wäre.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so können wir sagen: Das Leben des Bewußtseins zeigt sich in vollem Gegensatze zu den Verbindungen und Scheidungen in der Natur, und nicht wie ein toter Spiegel giebt das Bewußtsein die Gestalt des Äußeren wieder, sondern es verknüpft das sinnlich Wahrgenommene nach seinem eigenen Wesen zu einer bestimmten Ordnung.

Das ist also die Welt, die wir wahrzunehmen glauben. Sie ist eine innere, sie ist ein Erzeugnis unseres Geistes, und doch unterscheiden wir uns von derselben. Wir finden unser Ich einem Nicht-Ich entgegengestellt. Wie kommen wir zu dieser Entgegensetzung?

Aus unseren bisherigen Betrachtungen ergiebt sich für diese Frage keine Antwort, denn die Einheit der Seele als Substanz begründet noch nicht die Einheit des Bewußtseins. Die Seele ist nicht nur der Träger ihrer Zustände, sondern sie weiß sich auch als solchen; sie wird sich ferner auch des Wertes dieser Zustände bewußt.

Damit sind wir zu einer anderen Thätigkeitsäußerung der Seele gekommen, die wir zwar bisher nur bei der vorläufigen Begriffsbestimmung des Gemüts erwähnt haben, deren Wirksamkeit aber in den vorhergehenden Entwickelungen nur verschwiegen ist, um die Klarheit der Auseinandersetzung nicht zu beeinträchtigen: das Gefühl.

---

*) Lotze, Grundzüge d. Psychol. S. 25.

**) Wenn ich mich stoße, so sind Teile meines Körpers gequetscht. Was ist da Neues? Eine Veränderung ist eingetreten: Teilchen haben ihre Lage gegeneinander verändert, folglich zuweilen die Richtung ihrer Bewegungen, folglich auch zuweilen ihre chemische Verbindung, folglich ihre organische Gestalt und Funktion. Neues kommt nicht vor. Aber der Stoß schmerzt; der Schmerz ist etwas Neues, ist eine Schöpfung. Nun denke man an einen Händedruck. Er kann so sein, daß er uns beseeligt, und auch so, daß wir die Hand von uns stoßen, obwohl er im letzteren Falle so sanft sein kann, als in ersterem; aber in einem Falle geht eine ganz andere Schöpfung vor, als im andern. Steinthal, Über Homer und insbes. d. Odyssee. Zeitschr. f. Volkspsych. VII. S. 49.

***) Lotze, Mikr. I. S. 256.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In unserer vorläufigen Erklärung des Gemütsbegriffs haben wir das Gefühl als diejenige Kraft genannt, welche aus unserer Vorstellungswelt unsere Gemütswelt herausgestaltet. Eine eingehendere Betrachtung wird aber auch hier erweisen, daß die Einwirkung der Gefühle doch in anderer Weise aufzufassen ist, daß wir daher jene ursprüngliche Begriffsbestimmung des Gemüts, wie nach der stofflichen, so auch jetzt nach seiner formalen Seite in manchen Punkten ändern müssen. —

Wir haben vorhin gesagt, daß sich die Seele die Veränderungen in ihren Zuständen nicht nur vorstellt, sondern sich auch des Wertes derselben, den sie für sie haben, bewußt wird; die Äußerung dieser Thätigkeit ist das Gefühl.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, als sei das Gefühl nur eine besondere Art, sich die Dinge vorzustellen, sondern es bezeichnet den begleitenden Zustand, in welchem sich die Seele befindet, wenn sie empfindet oder vorstellt.

Keine nähere Erklärung dieser Thätigkeit, ja nicht einmal eine Beschreibung derselben ist möglich, da wir sie nur selbst erleben, aber eigentlich nicht anschauen können. Denn richten wir unsere beobachtende Thätigkeit auf unsere Gefühle, so werden diese dadurch verändert, gleichsam wie manche chemische Stoffe vom Lichte zersetzt, und wir sind allein auf ungenaue und dunkle Erinnerungen angewiesen. Richten wir hingegen unsere Beobachtung auf die Gefühle unserer Mitmenschen, so erhalten wir noch weniger eine klare Vorstellung von ihnen, denn die Äußerungen eines und desselben Gefühls sind bei den verschiedenen Personen verschieden, und weder die Sprache noch die künstlerischen Schöpfungen der Menschen sind imstande, einen untrüglichen Ausdruck für jedes Gefühl zu gewähren. Fühlen entsteht nach Herbart, wenn die Seele zwischen entgegenwirkenden Kräften eingepreßt ist. Die Gefühle sind demnach nur sekundäre Thätigkeiten der Seele, nachträgliche, unter gewissen Umständen eintretende Verhältnisse zwischen den Vorstellungen. Aber damit ist das Gefühl im Grunde schon vorausgesetzt, denn wie soll eine Seele von den Arten und Weisen, wie ihre Vorstellungen sich im Bewußtsein befinden, einen Eindruck empfangen können, wenn man nicht in dem Wesen der Seele eine von ihrer Vorstellungsfähigkeit durchaus verschiedene Empfänglichkeit annimmt, vermöge der sie eben dieser nicht in den Vorstellungen an sich liegenden Verhältnisse inne wird?*) Daß sie Interesse an den Vorstellungen und ihrem Verlaufe nimmt, ist eine neue Thatsache, die aus andern Eigentümlichkeiten ihres Wesens fließen muß. Es muß in der Seele die Fähigkeit liegen, von ihren Zuständen angenehm oder unangenehm berührt zu werden; aber auch dieses Berührtwerden ist wiederum kein passives Verhalten. Als lebendiges Wesen ist sie niemals bloß leidend, alle Veränderungen entstehen dadurch, daß sie sich selbst, freilich infolge äußerer Reize, verändert. Irgend ein Verhältnis zwischen verschiedenen gleichzeitigen Vorstellungen erzeugt daher nicht schon von selbst das Gefühl, sondern es wirkt als Reiz auf die ganze Natur der Seele, regt eine früher nicht in Anspruch genommene Fähigkeit derselben an und veranlaßt sie zu einer Rückwirkung, d. h., zur Erzeugung des Gefühls.**)

Das Gefühl ist nur die Folge jener Verhältnisse, und diese allein tritt nach jenen unbewußten Vorgängen im Bewußtsein auf. Es ist unserer Willkür entzogen, es kommt nicht auf unseren Willen an, mit welchem Gefühle wir einer bestimmten Einwirkung antworten wollen, wir sind oft selbst überrascht von dem unerwarteten Eintreten mancher Gefühle in uns.

---

*) Lotze, Mikr. I. S. 200: Sehen wir ab von unserer Erfahrung, so würde die bloß vorstellende Seele keinen Grund in sich finden, eine innere Veränderung, wäre sie selbst gefahrdrohend für die Fortdauer ihres Daseins, anders als mit der Schärfe der Beobachtung aufzufassen, mit der sie jeden andern Widerstreit von Kräften beobachten würde; entstände ferner aus andern Quellen doch neben der Wahrnehmung ein Gefühl, so würde doch die bloß fühlende Seele selbst in dem höchsten Schmerze weder Grund noch Befähigung in sich finden, zu einem Streben nach Veränderung überzugehen, sie würde leiden, ohne zum Wollen aufgeregt zu werden. Da das nicht so ist, und damit es anders sein könne, muß die Fähigkeit, Lust und Unlust zu fühlen, ursprünglich in der Seele liegen, und die Ereignisse des Vorstellungslaufs, zurückwirkend auf die Natur der Seele, wecken sie zu Äußerungen, ohne sie erst aus sich zu erzeugen.

**) Lotze, Grundzüge der Psychol. S. 44.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unbestreitbar ist die Allgegenwart der Gefühle beim Vorstellungsverlauf, ebenso feststehend ist, daß mit jeder, auch der primitivsten Erkenntnis aufs innigste ein Gefühl des Wertes verbunden ist, welchen dasselbe für das erkennende Wesen hat; aber aus dem an sich gleichgültigem Vorstellungsinhalte allein kann sich nicht ein neues Bewußtsein, ein Wohl- oder ein Wehegefühl entwickeln.*)

Wohl niemanden wird es geben, der nicht schon die Erfahrung gemacht hat, daß sich in uns Stimmungen, d. h. Gefühlszustände entwickeln, ohne daß Vorstellungen im Bewußtsein vorhanden sind, mit denen verknüpft, jene Gefühlszustände in uns entstehen können. Sie sind von solcher Stärke, daß sie alle etwa neu ins Bewußtsein tretenden Vorstellungen je nach dem Gesamtzustande trübe oder heiter färben, ja manche gar nicht zur Entwickelung gelangen lassen. Wenn man diese eigentümlichen Zustände damit erkären will, daß die Vorstellungen, mit denen jene Stimmungen verknüpft sind, wohl erregt sind, aber sich unter der Schwelle des Bewußtseins befinden, so ist dies kein Gegenbeweis gegen die ebenerwähnte Erfahrung, denn thatsächlich sind jene Vorstellungen nicht im Bewußtsein. Und doch wie wirksam sind sie!

Welche Fülle geistigen Lebens tragen wir in uns, das niemals in das helle Licht des Bewußtseins kommt! Wie viele geistige Vorgänge giebt es, welche auf ein Gebiet hinweisen, dessen wir uns nie klar bewußt werden! Das Volk sprach und spricht seine Sprache ohne eine Ahnung ihrer grammatischen Regeln, es schuf seine herrlichen Volkslieder und Epen ohne eine Kenntnis ästhetischer Grundsätze. Aus unerreichter Quelle fließt dem begeisterten Redner das Wort zu, das er, ruhig sinnend, auch beim schärfsten Nachdenken nicht gefunden hätte. Es schallt des Sängers Lied, wie der Quell aus verborgenen Tiefen strömt! In allen erhöhten Augenblicken unsers Lebens wissen wir, daß wir mehr sind und haben als nur die engbegrenzte Welt unserer bewußten Vorstellungen.

Zeugnis von jener unbewußten und dennoch lebensvollen Welt geben die Gefühle**); sie sind es, welche klar erweisen, daß in unserer Seele lebendige Thätigkeit herrscht, daß in ihr etwas vorgeht, auch wenn es nicht zur vollen Bewußtheit gedeiht. Sie sind es auch, durch welche diese unbewußte Welt auf die unseres Bewußtseins wirkt und sie in eigentümlicher Weise färbt. Wenn wir also fühlen können, ohne vorzustellen, so folgt daraus, daß das erste und wesentlichste Merkmal des Geistigen das Gefühl ist***), gerade wie auch das Herz das ursprüngliche Organ im Menschen ist. Der Mensch fängt damit an, daß er ein schlagendes Herz hat, das Gehirn entwickelt sich erst später.

Die Gefühle sind daher nicht ein bloßes Beiwerk der Vorstellungen, welche stets mit jenen zugleich hervortreten, sondern diese selbst werden von den Gefühlen nach jeder Seite beeinflußt; jene können nur in der von diesen ausgehenden Beleuchtung und Färbung ins Bewußtsein treten. Ja unser Bewußtsein der Vorstellungen hört völlig auf, wenn das Gefühl bis zur völligen Gleichgültigkeit herabgemindert ist.

Erregt demnach irgend eine Vorstellung oder Wahrnehmung unser Gefühl, so giebt damit unser Inneres, wie die angeschlagene Glocke mit ihrem Tone gleichsam ihre Innerlichkeit äußert, sein besonderes Wesen kund, und alle jene Erregungen sind nicht der Erzeuger jener Eigentümlichkeit, sondern nur die Veranlassung, daß diese Eigentümlichkeit sich äußert.†) Wenn also unsere Welt der Erkenntnis nur zum Teil auf der Ein-

*) Psychologische Thatsache ist, daß eine für sich bestehende einzelne Empfindung oder Vorstellung, also nicht eine Form, sondern der Inhalt der einzelnen Empfindung oder Vorstellung von einem Gefühle begleitet sein kann. Wundt, Grundzüge der physiol. Psychologie I. 490.

**) Allerdings muß darauf hingewiesen werden, daß das Gefühl zumeist auf geistigen Elementen beruht, welche nicht im Bewußtsein sind. Denn unser Denken bewegt geistige Massen, die nicht unmittelbar im Bewußtsein sich befinden. Aller Gedankeninhalt aber, der erregt wird, auch ohne gerade im Bewußtsein zu sein, erregt Gefühle. Zeitschrift für Völkerpsychologie. Bd. XIII. S. 192. Beurteilung von G. Glogau, Abriß d. philosoph. Grundwissenschaften. Steinthal.

***) Psychol. Fragen. Mischer, Progr. Seehausen i. A. 1884.

†) Das Walten einer unbewußten Naturnotwendigkeit in uns bedarf keines Beweises. Jede einzelne Empfindung zeugt davon, denn wir wählen nicht, mit welcher wir dem äußeren Reize antworten wollen; jedes Gefühl der Harmonie oder Dissonanz ist der unwillkürliche Ausdruck von etwas, das unverstanden und ohne unser Zuthun in uns entsteht. Lotze, Mikr. III. S. 61.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirkung des Makrokosmus beruhte, zum größeren Teil ein Erfolg unserer seelischen Thätigkeit war, so gilt dies in noch viel höherem Grade vom Gefühl. Es giebt in klarer Weise von der besonderen Eigentümlichkeit des Wesens, auf das die Außenwelt einwirkt, Kunde, es beweist, daß die Seele mehr ist, als nur der Schauplatz, auf welchem der Verlauf der Vorstellungen sich abspielt.*)

Aber diese Annahme liegt jenseits aller Erfahrung, sie gilt nur für die noch völlig erfahrungs- und voraussetzungslose Seele. Bei der fortschreitenden seelischen Entwickelung ist den Vorstellungen eine verschiedene Stärke eigen, welche nicht etwa in der Kraft der uns zugefügten Erregung während ihres Entstehens begründet ist, denn stets läßt unser Bewußtsein zwar den Inhalt vergangener Eindrücke, selbst mit den Bildern der daran geknüpften Gefühle, niemals aber den Eindruck selbst wiederkehren**), sondern diese gradweis verschiedene Macht erwächst den Vorstellungen aus ihren Verbindungen mit andern Vorstellungen, insofern durch die verschiedenen Beziehungen zwischen den Vorstellungsinhalten Gefühle in uns erregt werden, welche unsere Aufmerksamkeit dieser oder jener Gruppe, mit denen die betreffende Vorstellung verbunden ist, zuwenden. Deshalb ist die Beschaffenheit jedes Bewußtseinsactes abhängig von dem gesamten Zustande und Inhalte unserer geistigen Erlebnisse, darum berührt ein und derselbe Inhalt die einzelnen Menschen, ja, eine und dieselbe Person zu verschiedenen Zeiten verschieden, bald Lust, bald Unlust erregend, je nach der augenblicklichen Lage seiner geistigen Elemente.

Was wir also schauen und wie wir es schauen, das hängt ganz und gar von der Entwickelungsstufe ab, auf der wir uns befinden,***) und das daraus folgende Schauenwollen ist der Ausdruck eines eigentümlichen Bedürfnisses, welches die Form und Gestalt unseres Subjects verrät.†) Wir sehen eben, nach dem gewöhnlichen Worte, nur, was Wasser auf unsere Mühle ist. Darum spricht das Bild meines Vaters oder meiner Mutter oder irgend eines andern lieben Angehörigen und Freundes mich anders an als jeden Fremden. Was sehe ich alles in diesen teuren Zügen, oder besser, was lese ich alles aus ihnen heraus, was ein Fremder nicht einmal ahnt, selbst wenn ich ihm die ganze Lebensgeschichte dieser Personen, ihre Leiden und Freuden erzähle, ihre Anlagen und ihren Charakter schildere. Wie viel trage ich in das Bild aus mir hinein! Und es ist nicht etwa die genauere Kunde allein, welche diese Verschiedenheit erzeugt, sondern das Gefühl, das mit den einzelnen Momenten verbunden ist.

So sehen wir ferner alle dieselbe Eiche, denn was auch jenes Wirkliche sein mag, das uns zur Wahrnehmung derselben veranlaßt, es ist doch für alle Menschen dasselbe, und ebenso ist die psychische Thätigkeit an sich bei allen Menschen dieselbe; aber wie anders fassen wir sie auf! Der Künstler, der Forstmann, der Händler, der Holzhauer, der träumende Knabe sieht je etwas Verschiedenes in ihr, weil ihre einzelnen Merkmale in ihm mit anderen Gefühlen verbunden sind, andere Werte für ihn bezeichnen.

Daraus ist zu erklären, daß wir alle ein je anderes Weltbild in unserem Kopfe, oder besser, in unserem Herzen tragen; darum leben die verschiedenen Menschen in einer verschiedenen Welt, der Gute thatsächlich in einer andern als der Böse, der Fröhliche in einer andern als der Traurige. Das Wort: „Dein Auge kann die Welt trüb oder klar dir machen, Wie du sie ansiehst, wird sie weinen oder lachen,“ hat doch noch einen tieferen Sinn, als man gewöhnlich meint. — So haben wir also als Ergebnis der bisherigen Untersuchungen festzuhalten, daß zuerst der Geist niemals einfach leidend aufzufassen ist, der einen Eindruck einfach aufnimmt; sondern der empfangene Eindruck wird erst zu dem, was er wird, durch die mitwirkende Gegenwirkung des Wesens, auf das er ausgeübt wird. Daraus folgt ferner, daß die ganze innere Welt, sowohl

---

*) Lotze, Mikr. I. S. 273.

**) Lotze, Mikr. I. S. 230.

***) Hierauf beruht die sogenannte mythologische Anschauung, die uns später noch beschäftigen wird; denn sie ist eine Form der Apperception, eine Anschauungsweise einer bestimmten Stufe seelischer Entwickelung.

†) Siehe hierüber Ausführlicheres in Grundbegr. der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie. Zeitschr. X. 350.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Bewußtseins als auch des unbewußten Lebens in uns nicht durch den bloßen psychischen Mechanismus zusammengehalten wird, sondern daß dieser nur dazu dient, einem Wesen, das lebendig wirksam hinter ihm steht, die Möglichkeit seiner Entwickelung zu gewähren. Dieses Wesen wird nicht durch die Einwirkung des Weltganzen erzeugt, in seiner besonderen Eigentümlichkeit geschaffen, sondern die erwähnten Einwirkungen dienen nur dazu, aus ihm jene Entwickelung hervorzulocken, die ohne jene Einwirkung niemals stattgefunden hätte. Es wird im Laufe dieser Erlebnisse nicht zu einem qualitativ anderem, sondern sein eigentümliches Wesen gelangt in und mit ihnen nur zur Entfaltung. Der Inhalt der Erfahrung wird dann nach dem Werte, den er für das aufnehmende Wesen hat, neu gegliedert.

Dies tritt namentlich hervor in der Entwickelung des Selbstbewußtseins, in der Entgegensetzung des Ich und Nicht Ich, einer Thatsache, die wir zwar schon erwähnt haben, aber die wir nicht im stande waren zu erklären.

Nach den bisherigen Auseinandersetzungen ist vorläufig nirgends der Punkt in unserem geistigen Leben zu erkennen, in welchem diese Teilung ansetzen könnte. Und dies entspricht auch den thatsächlichen Verhältnissen, denn dies Selbstbewußtsein gestaltet sich erst im Laufe unserer fortschreitenden Entwickelung. Wir besitzen es nicht auf den ersten Stufen unserer Bildung, es ist nicht in klarer Anschaulichkeit von Anfang an in uns abgebildet, sondern wir werden nur auf einen mehr oder minder dunklen Punkt hingewiesen, in dem wir uns mit der entschiedensten Lebhaftigkeit von der Welt unseres Bewußtseins trennen. *)

Herbart kennt in der Seele nur Vorstellungen, und alles, was noch in ihr lebendig ist, kann deshalb nur aus diesen zusammengesetzt sein. Daher ist ihm das Ich auch eine Vorstellungsmasse, d. h. die im Wechsel der Vorstellungen beharrende, den Mittelpunkt derselben bildende Vorstellungsmasse. Es ist nichts Unvergängliches und Beharrendes, sondern ein wechselnder Complex verschiedener Vorstellungsmassen, von denen die eine beobachtet, die andere beobachtet wird.

Aber darin, daß Denkendes und Gedachtes zusammenfallen, liegt keineswegs das Wesen des Selbstbewußtseins, denn diese Eigentümlichkeit wäre die allgemeine Natur jedes „Ich", aber nicht des unsrigen. Und wären wir selbst in der Lage, alle Unterscheidungsmerkmale zwischen unserm Ich und dem fremden aufs genaueste angeben zu können, so hätten wir damit nichts weiter erreicht, als eine gleichgültige Vorstellung von irgend einem Wesen, das sich von einem oder mehreren Wesen mehr oder minder scharf unterschiede. Wüßten wir ferner, daß das diese Betrachtung vollziehende Wesen zugleich das betrachtete ist, „so würde dies nur eine neue Ergänzung jenes Bildes bei seiner Selbstbespiegelung durch einen neuen merkwürdigen Zug sein"; **) aber keineswegs würde daraus der Grund hervorgehen, warum wir dieses Ich in einen Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt bringen, der von ganz anderer Art und Wichtigkeit ist, als der Unterschied eines zweiten Dinges von einem dritten. Gerade darin, daß wir den Wert dieses eigenartigen Verhältnisses, daß Denkendes und Gedachtes zusammenfallen, fühlen, gerade darin liegt der Grund unsers Selbstbewußtseins, das also im wesentlichen ein Selbstgefühl ist. ***) Es kommt hier gar nicht darauf an, wie genau oder wahr das Bild ist, das wir von unserem eigenen Wesen entwerfen, sondern auf die Innigkeit, mit der wir den Inhalt dieses Bildes als unvergleichlich verschieden von allen andern fühlen. Ein Geist, der an nichts ein Interesse der Lust und Unlust hätte, würde weder fähig noch veranlaßt sein, sein Ich der übrigen Welt entgegenzusetzen, denn es wäre kein Wesen für sich, das sich an dem Objecte seines Fürsichseins bewußt würde.

Damit ist auch das Gefühl nach einer Seite wenigstens klarer geworden. Nicht was zwischen zwei uns fremden Dingen vorgeht, erzeugt das Gefühl, sondern was zwischen uns und dem Objecte vorgeht, das ist

*) Lotze, Mikr. I. S. 278.

**) Lotze, Mikr. I. S. 276 flgd.

***) Diese Anschauung deckt sich mit der Anschauung der großen Menge, welche das gesteigerte Selbstbewußtsein als ein Selbstgefühl faßt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein Entstehungsgrund. Es sind nicht die Objecte, welche ein bestimmtes Gefühl erregen, sondern durch die Wesenheit unseres Inneren allein wird bestimmt, was als Lust und Unlust in uns leben, für uns wertvoll sein soll.

In all den unzähligen Leiden und Freuden, in den inneren Erlebnissen, in allen Erfolgen und Hoffnungen, in allen Einbußen und Befürchtungen finden wir eine beständige Eigentümlichkeit unseres geistigen Lebens, die sich in allen Einzelfällen offenbart, und zwar durch das Gefühl offenbart. Kein Wunder, daß wir dieses für eine Offenbarung des Mittelpunktes unserer Person halten, für eine Äußerung erklären, wie dieses Ich den Einwirkungen der Welt entgegentritt. Darum ist die theoretische Auffassung der Welt stets mit Gefühlen verbunden, aber nicht in dem Sinne, als ob zuerst nur eine bloße Wahrnehmung der Vorzüge oder Fehler der Objecte entstände, welcher wir dann mit einer bestimmten Kraft unserer Gefühle antworteten, nein, zugleich mit der seelischen Thätigkeit der Wahrnehmung taucht nach der Beschaffenheit des Vorstellungsinhaltes, je nachdem er mit unserem Wesen in Einklang oder Streit, ihm förderlich oder nachteilig ist, das Gefühl der Lust oder Unlust auf. Und hierin liegt es auch, daß die Auffassung der Objecte von diesen Gefühlen beeinflußt wird, d. h., daß die Auffassung der Welt durch unsere Gefühle, im Grunde durch unser Wesen bedingt ist.

Das ist natürlich nicht so zu verstehen, als seien wir imstande, unsere durch die Einwirkung der Außenwelt aus uns hervorgelockte Vorstellungswelt willkürlich umzugestalten. Die Elemente unserer Weltanschauung sind eben nicht „einander gleichgültige, beziehungslose Wesenheiten", die man willkürlich in jede beliebige Verbindung bringen könnte, vielmehr entzieht sich die Art und Weise der Verbindung der einzelnen Merkmale unserer Willkür, leistet der willkürlichen Verbindung oft unüberwindlichen Widerstand.*) Aber indem dem einen die besondere Eigentümlichkeit des Wesens entgegenkommt, das andere von ihm abgestoßen wird — ein Vorgang, den wir eben mit Lust und Unlust bezeichnen —, erhalten die uns entsprechenden Elemente einen höheren Wert, als die anderen, uns widerstrebenden. Vor dem übermächtigen Interesse, welches wir den Vorstellungen zuwenden, die unserm Wesen entsprechen, verblassen alle übrigen, so daß wir in der Anschauung eines einzelnen Gegenstandes zwar denselben Thatbestand der Merkmale, wie alle anderen vorstellen, ihn aber doch anders auffassen, weil nach unserem Gefühl das eine Merkmal wertvoller für unser eigenes Wesen erscheint, als ein anderes den andern.

Darum appercipiert der eine den Vogel nach seinem Gesange, ein anderer nach seiner äußeren Gestalt, ein dritter nach dem Nahrungswert, den er ihm darbietet.

Damit ist uns der allgemeine Begriff des Gemütes gegeben. Wir haben die beiden Elemente Vorstellung und Gefühl, welche nach unsern einleitenden Bemerkungen das Wesen des Gemüts ausmachten, aber wir haben sie nicht getrennt. In unzerreißbarer Einheit ist Vorstellung und Gefühl verbunden, und die Verknüpfung der Vorstellungswelt zu einem Ganzen ist geschaffen durch das Gefühl. Gemüt im allerweitesten Sinne ist demnach nichts Anderes als die besondere Art und Gestaltung der Auffassung der Außenwelt nach unserm persönlichen Wesen, nach unserm freilich noch nicht klar bewußten Ich. Das Gemüt ist nicht eigentlich unser Ich, denn dies hat sich ja noch nicht bestimmt herausgestaltet, es ist auch ebenso wenig die nach unserm innersten Sein gestaltete und gegliederte Vorstellungswelt; sondern das Gemüt ist auf dieser Stufe die dauernde Gewohnheit und Eigentümlichkeit unsers geistigen Wirkens, das allgemeine Gesetz unsers geistigen Lebens, das sich aus der Einwirkung des Makrokosmus auf unser Ich und aus dessen activer Gegenwirkung ergab; die lebendige Ahnung unsers individuellen Zwecks. Nur weil der Mensch nicht seine Bedingung in sich selbst hat, darum entwickelt sich das Ich allein an dem Nicht-Ich, und die Stufe, die auf dieser Entwickelung erreicht ist, das ist das Gemüt in seinen verschiedenen aufsteigenden Formen. Darum nennt man

*) Das logische Denken verdankt seine Berechtigung nur den Beziehungen, in denen die Gegenstände der inneren und äußeren Erfahrung unmittelbar uns gegeben sind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese unbefangene und durch den scheidenden Verstand noch nicht gestörte Einheit des Gemütslebens ein Kindergemüt, ein kindliches Gemüt, das sich manche Menschen bis in ihr Alter bewahren.

In diesem Sinne haben alle Völker und alle Menschen Gemüt; denn sie alle gestalten die Einwirkung der Außenwelt auf eine dauernde, eigentümlich je verschiedene Weise, deren Verschiedenheit nicht auf der Verschiedenheit der andringenden Einwirkungen, sondern auf der beständigen, gleichbleibenden Gegenwirkung des Innern beruht.

Diese Ausgestaltung des Innern ist jedoch von dauernder Wirksamkeit und Wichtigkeit. Alles, was der Geist geschaffen, was er aus sich herausgesetzt hat, das wirkt auf ihn zurück mächtiger, als alle Eindrücke der Außenwelt, und bedingt ihn deshalb in seiner ferneren Entwickelung. Das innere Leben könnte man etwa einem Gebäude vergleichen, in welchem die reizbaren oder verletzbaren Punkte des Gemüts den Grundriß und die tragenden Pfeiler vertreten, nach denen und auf denen sich unser geistiger Weltenbau erhebt.

Hieraus ergiebt sich die ganz unvergleichliche Wichtigkeit, welche die Sprache für die fernere Entwickelung des Gemütslebens hat.

Inhalt und Form der Sprache umschließt die ganze geistige Welt jedes Volkes. Unter Inhalt verstehen wir die gesamte innere Welt, die sie zur Darstellung bringt, alle Vorstellungen und Begriffe, die wir haben, alle Gefühle, welche daran geknüpft sind. Aber dieser Inhalt lebt etwa nicht form- und gestaltlos in uns, sondern er ist nach dem Wesen des Volkes geformt und geordnet. Die Form liegt in „der Bewegung dieses Inhalts durch das Bewußtsein hindurch“,*) oder klarer, in der eigentümlichen, von der besonderen Beschaffenheit des Sprechenden abhängigen Verbindung der einzelnen Elemente. So bietet die Sprache nicht nur in den Worten den gesamten Bewußtseinsschatz der Menschen, sondern in der Wortform und dem Satzbau die „Gedankenform, d. h. die Form, in der jener Gedankeninhalt geprägt ist“. In der Sprache haben wir nicht nur den Abdruck der inneren Welt eines Volkes, sondern auch die Form der anschauenden Thätigkeit, durch welche jene Welt zustande gekommen ist. Bietet uns der Wortschatz den ganzen Umfang der Vorstellungswelt in der ganzen Mannigfaltigkeit der durch das Gefühl bewirkten Verbindung der einzelnen Vorstellungen, so giebt uns die Form Kunde von der Tiefe und Klarheit, mit der die Vielheit der Vorstellungen erfaßt und gestaltet ist.

Welch ein Unterschied, um nur ganz Vereinzeltes anzumerken, offenbart sich in der Bewußtseinswelt der formlosen und Formsprachen! Welchen Einblick in gewisse Gegenden des Seelenlebens gewährt uns die Beobachtung, daß ein Volk seinen Substantiven ein Geschlecht giebt, während ein anderes dies vermeidet! Durch die Erteilung des Geschlechtscharakters macht das Volk die Dinge gleichsam zu lebenden Wesen, überträgt es auf sie die Art des eigenen Lebens und Wirkens. Die Esthen haben überhaupt keine Geschlechtsbezeichnung, die Engländer bezeichnen nur das natürliche Geschlecht, führen die sächliche Bezeichnung für alle Sachbegriffe beinahe ausnahmslos durch. Die Franzosen und Letten kennen das Neutrum gar nicht, ihnen leben alle Wesen. — Welche Bedeutung hat die Wortfolge im Hebräischen und Französischen u. a. m. für das Verständnis im Gegensatze zum Lateinischen und Deutschen!

Schon aus diesen wenigen, mehr zufälligen Bemerkungen ergiebt sich, daß die Sprache als der sinnliche Abdruck des Selbstbewußtseins, nicht etwas neben dem Geiste Befindliches ist, das nur so von außen hinzuträte, sondern daß Sprachentwickelung zugleich Entwickelung des Geistes, daß sie die Blume des Geistes ist.

Das Tier hat nur anschauendes Bewußtsein, seine geistige Thätigkeit erwartet den ersten Anstoß allemal von der sinnlichen Erregung; nur die Praxis lockt das, was es gelernt und erfahren hat, aus ihm heraus. Der Mensch ist durch die Sprache von dem sinnlichen Antrieb befreit. Vermittelst derselben kann er

*) Zeitschr. für Völkerpsychol. I. 42.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

willkürlich den Schatz seiner Vorstellungen ins Bewußtsein rufen, während das Tier von der Gunst des Augenblicks abhängt. *)

Wir halten aber durch die Sprache nicht nur alle Teile unsers geistigen Besitzes im Zusammenhang, wir stellen unser Selbstbewußtsein vermittelst derselben auch so dar, daß es von andern erfaßt wird; denn für den Redenden ist die Sprache Darstellung eines Inhalts, für den Sprechenden Mitteilung.

Nur durch diese wunderbare seelische Thätigkeit ist es möglich, daß die geistige Entwickelung der Einzelnen nicht in gesonderten Bahnen einsam sich abspielt, in öder Wiederholung verlaufend, so daß jeder die ganze menschliche Entwickelung in ihrer ganzen Vollständigkeit in demselben Zeitmaß von vorn beginnen muß, sondern daß er, mit seinesgleichen in steter Verbindung, gemeinsam mit den andern auf den Schöpfungen der Väter fortbauen kann. Durch die Sprache sind wir Erben der geistigen Errungenschaften unserer Vorfahren, freilich immer nur wirkliche, rechte Erben, wenn wir uns das Erbe durch eigene Arbeit zum Besitz erwerben.

Unauflöslich sind wir damit in unserem geistigen Leben an das unseres Volkes geknüpft, wir haben keine Wahl, wir eignen uns die Sprache unseres Volkes an, damit seine Denkweise und Weltanschauung, sein Gemüt an. **)

Und noch eine andere gemütbildende Kraft haben wir hier zu erwähnen, die Natur. Ich denke nicht daran, den so oft angeführten und doch niemals beweisbaren Gemeinplatz mir anzueignen, daß das ganze geistige Leben der Menschen nur eine geheimnisvolle Wiederholung des Lebens der umgebenden Natur sei. Es sind unzweifelhaft die Beobachtungen, die uns die Naturereignisse darbieten, wichtiger als die Eindrücke, die wir unmittelbar durch die Sinne von ihr empfangen. Die großen periodischen Wechsel zwischen dem Hinsterben der Natur und ihrem Wiederaufleben bieten uns in unzähligen sinnigen Gestalten unseres eigenen Schicksals Bilder dar und erregen sicherlich eine tiefere Empfindungsfähigkeit für die allmählich sich gestaltenden Abschnitte unseres sinnlichen Daseins, als in einer solchen Natur, wo Blumen und Früchte das ganze Jahr uns erfreuen. ***)

Aber alles dies ist unwirksam ohne eine vorausgesetzte Empfänglichkeit der Seele für diese Naturerscheinungen, und wir stoßen hier, wie überall, auf ein Unbekanntes, das eigentümliche Wesen jeder Seele. Von ungleich größerem Einfluß auf die Ausarbeitung des Gemüts ist die vertraute heimatliche Umgebung und die eingelebte Gewohnheit bestimmter Arbeit.

Es erscheint sicher, daß erst das beständige Bild der vertraut gewordenen Umgebung in der menschlichen Seele die Anschauung von einer ihm zukommenden bestimmten Stelle in dem Zusammenhange der Welt erweckt hat, wie auch die beständigen Gegenstände seiner Arbeit, die ihn umgeben, ihm leichter eine Ahnung seines Lebenszusammenhanges erwecken.

Schwer wird es den Jägervölkern, infolge der Unstetigkeit ihres Lebens, ihrer Heimatlosigkeit, der Unmöglichkeit eines dauernden Erwerbes den „Gedanken an die Aufsammlung des Gethanen zu einem abgeschlossenen Lebenswerke oder an eine Lebensführung" zu erfassen. Der plötzliche Wechsel von thatenloser Ruhe und leidenschaftlicher Anstrengung ist wenig geeignet, dauernde Lebensformen zu entwickeln.

Dem Hirten wird das Land, in dem er herumzieht, nicht herumschweift, durch zahllose Erinnerungen an früher hier und dort erfahrene Erlebnisse, die sich regelmäßig wiederholen, zur Heimat, und die zusammenhängende mit andern zugleich verrichtete Arbeit erweckt in ihm die ersten Anfänge zu dem Bilde eines großen Zusammenhanges seines inneren Lebens.

---

*) Glogau, d. Grundprobl. d. Psychol. S. 64.

**) Mit vollem Rechte dürfte man auch die Mythologie in den Kreis dieser Betrachtung ziehen, denn sie bezeichnet, ganz wie die Sprache, eine bestimmte Anschauungsweise des Volksgeistes auf einer gewissen Stufe der Entwickelung. Sie schließt keinen Inhalt des Bewußtseins, also auch nicht die Religion aus, es ist vielmehr ihr wichtigster, wenn auch nicht einziger Inhalt. Die mythologische Anschauungsweise ist auch in den heutigen Tagen noch nicht völlig verschwunden.

***) S. hierüber die fein empfundenen Betrachtungen, Lotze, Mikr. II. 6. Bd., cap. 1.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erst das seßhafte Leben des Ackerbauers verschafft ihm eine Heimat im vollen Sinne des Wortes, d. h. das Bewußtsein, der umgebenden Natur nicht fremd gegenüber zu stehen, sondern mit ihr durch tausend Bande verknüpft zu sein. Der genaue und unablässige Fleiß in der bestimmten Reihenfolge seiner Geschäfte, die Gleichförmigkeit, mit der sich alles außer ihm abwickelt, lassen in ihm schon eine, wenn auch noch unklare, Überzeugung auftauchen von einer vielverzweigten Gesetzlichkeit in allem Entstehen und Vorgehen.

Von den Beschäftigungen wird in wichtigen Punkten das Familienleben bestimmt. Der Jäger blickt anders auf Frau und Kinder, als der Hirt und der Ackersmann, schon weil sie sich an seiner Arbeit und seinem Leben in verschiedener Weise beteiligen. Nach der Stellung der Frau aber richten sich alle gesellschaftlichen Beziehungen, sie ist der Herd des Gemütsfeuers. Sie bestimmt nicht nur die Auffassung der Ehe, das Verhältnis zwischen Vater und Kindern, sondern auch das der Männer untereinander. Lehrreich hierüber ist ein Blick in die Entwickelung des athenischen Lebens. Selbst jene unausdrückbaren Schattierungen der Stimmung und der Lebensauffassung, die des Volkes eigenstes Eigentum bilden, hängen mehr oder minder mit der Art seiner Arbeit und den Gewohnheiten des Lebens zusammen.

So wird infolge ungezählter Einwirkungen das Gemütsleben durch die Arbeit erweckt, und wie ein Volk arbeitet, so genießt es, so jubelt es, so klagt es, so fühlt es.

Bis in die jüngsten Tage unserer Geschichte hinein ragen die Spuren der ersten Gestaltung des Gemütslebens unseres Volkes; noch heute trägt unser Gemütsleben die unauslöschlichen Spuren davon, daß unsere Vorfahren Landleute waren mit Leib und Seele. Dafür spricht unser Verhältnis zu den Tieren, zu Feld und Wald, unser gesamtes Naturgefühl. Hierauf wird an einer späteren Stelle genauer einzugehen sein.

So viel erkennen wir klar, auf dieser untersten Stufe des Gemütslebens sind wir noch nicht völlig frei; in Recht und Sitte, in ältester Sprache, in Glauben und Dichtung ist die schaffende Kraft des Individuums noch gebunden. Nicht in öder Vereinzelung erwächst unser inneres Leben, sondern wir sind an unser Volk und an seine Entwickelung gebunden; wir empfangen die Elemente unsers geistigen Lebens nicht form- und zusammenhangslos, sondern in bestimmter Prägung, in gegebenem Zusammenhange.

Sind wir darum nichts weiter als einzelne Exemplare einer Gattung, welche sich nur durch die größere oder geringere Vollendung in der Ausprägung des allgemeinen Gattungscharakters unterscheiden, etwa wie die einzelnen Pflanzen oder Tiere derselben Gattung?

Es könnte scheinen, als gewähre uns die Geschichte der Menschheit in den ältesten Zeiten das Bild eines solchen Lebens. Dem durch die Nebel längst dahingeschwundner Jahrhunderte getrübten Auge öffnet sich ein Ausblick auf Zustände, in denen sich die Menschen nicht anders von einander zu unterscheiden scheinen, als die einzelnen Bäume derselben Gattung. Aber das liegt mehr an der Unfähigkeit unseres Blickes, die unklare Dämmerung jener ältesten Zeiten zu durchdringen. Ich meine nämlich jene Zeiten, in denen die wunderbaren ersten Schöpfungen des Geistes, Sprache und Mythos, Sitte und Volksdichtung erwuchsen.

Die ältesten Beschäftigungen der Völker, namentlich der Ackerbau, sind durchaus einförmig; jeder thut dasselbe, und zwar auf dieselbe Weise. Infolge dieser gleichen Beschäftigung, des gleichen Wohnorts trifft alle das gleiche Schicksal. Sie haben die gleichen Freuden, die gleichen Leiden, sie bestehen die gleichen Gefahren, und dies alles noch dazu in Gemeinschaft. Wo soll da eine deutlich erkennbare Verschiedenheit der einzelnen Volksgenossen herkommen? Der eine kennt sich gar nicht ohne den andern, er hat in sich gar keine Erinnerung, welche den andern ausschlösse. Alle Eindrücke und Anregungen, welche empfangen werden, werden in Gemeinschaft empfangen, sind bei allen dieselben. Was in geweihter Sitte und Brauch, in Sprache, Sprichwort und Lied ausgeprägt ist, eignet sich jeder gleichmäßig an.

Darum sind es nicht die Individuen in bewußter Selbständigkeit, sondern das Volk in seiner Gesamtheit, welches die ersten geistigen Arbeiten vollzieht, deren Gewinn aller Bildung der Menschheit zu Grunde liegt. Das ursprüngliche Denken ist ein gemeinsames Vorstellen und Bilden, das Wesen des äußeren und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

inneren Geschehens wird in sinnlichen Gleichnissen ergriffen. Die Ahnung der sittlichen Aufgabe, das immer schärfer werdende Bewußtsein des Sollens, die aufsteigende Erkenntnis einer im Ganzen des Lebens waltenden Gerechtigkeit und Vernunft bestimmt auch die Auffassung der natürlichen Welt.

In gleicher Weise bildet sich das Volk auf der Grundlage seiner gemeinsamen Anlagen die äußere Wirklichkeit des Rechts und der Gesittung, seine Verfassung in Staat und Gesellschaft, eine Ordnung des öffentlichen und Familienlebens, der Arbeit und des Gottesdienstes, alles aber in bestimmten festen Einrichtungen zu sinnlicher Anschaulichkeit ausgeprägt, mit unbedingter Herrschaft ausgestattet. — Gemeinsame Sitte, Überzeugung und Urteil hält die Individualität gebunden, feste Gewohnheiten bestimmen das Leben von den höchsten Thätigkeiten herab bis zu den einfachsten Einzelheiten.

Ein jeder verfügt nur über das allen gemeinsame Volksbewußtsein, freilich in einer gradweis verschiedenen Vollkommenheit; persönliche Verschiedenheiten, d. h. Eigenschaften, welche die einen von den andern wesentlich unterscheiden, können wir nicht deutlich wahrnehmen. Wir können noch nicht erkennen, daß sich das Gesamtgefühl zu besonnener Scheidung der einzelnen Momente, welche das Geistesleben bestimmen, aufgeschlossen habe.

Viele Jahrhunderte mußten vergehen, ehe diese unterschiedslose Einheit durchbrochen wurde, ehe die noch unentfaltete und von der Sonne des Bewußtseins noch nicht durchleuchtete Naivetät des Gemütslebens wich, ehe die Persönlichkeit erstand.

Noch im hellen Lichte der Gegenwart fühlt sich jeder beeinflußt von dem Kreise des Volkes, der Familie, der Genossen, aber die Einwirkung ist eine andere geworden, sie hat ihre zwingende Naturgewalt verloren, weil der Mensch in seiner tausendjährigen Geschichte ein anderer geworden ist.

Wir bleiben zwar immer die Kinder unserer Zeit, aber nicht ihre Sklaven, wir übernehmen das Erbe unserer Väter in dankbarer Ehrfurcht, aber, indem wir es übernehmen, gestalten wir es um nach unserm Wesen.

Im Laufe der Entwickelung der Menschheit werden allmählich die empirischen Kenntnisse oder der Horizont des Geistes erweitert, aber damit auch der auffassende Geist verändert. Durch die Ansammlung seiner Erlebnisse entwickelt er sich aus einem einzelnen Typus seiner Gattung zur individuellen Persönlichkeit. Das Ich ist nicht mehr der bloße Inbegriff der gesamten psychischen Ereignisse, sondern ein von diesen unterschiedenes, und ihnen gegenüber in irgend einem Maße selbständiges Sein.*) Der lebendige Inhalt der Seele stellt sich schließlich als Substanz dar mit der Fähigkeit des Wirkens und Leidens von so fester Gestalt, daß er von den späteren Ereignissen und Erfahrungen nicht mehr geändert wird, sondern vielmehr Form und Beschaffenheit aller spätern Einwirkungen bedingt. Allen uns entgegenkommenden Reizen begegnet diese Persönlichkeit mit einem neuen Maßstab ihres Wertes für uns, der aus der ursprünglichen und durch den Lebenslauf entfalteten Eigentümlichkeit des Ich hergenommen ist.**)

Jene pflanzliche Einfachheit des Gemüts konnte in sich keine dauernde Befriedigung finden, seine geschlossene Einheit mußte sich öffnen, es mußte die bloße Bestimmbarkeit zur charakteristischen Bestimmtheit werden, die natürliche Harmlosigkeit des Subjects mußte sich zur ausgesprochenen Beherrschung der Objecte gestalten.

Aber, und das kann nie scharf genug hervorgehoben werden, diese bleibende Gestalt verdankt die Seele sich selbst; in keiner Weise dürfen wir in dem Nicht-Ich die Quelle und die Kraft suchen, aus welcher das Ich entspringt, sondern die Außenwelt führt dem Geiste nur veranlassende Anregungen zur Thätigkeit zu.

---

*) Rothe, Ethik I. S. 370 flgd.

**) Selbstheit, das Wesen aller Persönlichkeit, beruht nicht auf einer geschehenen oder geschehenden Entgegensetzung des Ich gegen das Nicht-Ich, sondern besteht in einem unmittelbaren „Für-sich-sein", welches umgekehrt den Grund der Möglichkeit jenes Gegensatzes da, wo er auftritt, bildet. Selbstbewußtsein ist die durch die Mittel der Erkenntnis zustande gekommene Deutung dieses „Für-sich-seins", und auch diese ist keineswegs notwendig an die Unterscheidung des Ich von einem substantialen ihm gegenüberstehenden Nicht-Ich gebunden. Lotze, Mikr. III. S. 576.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nur die Anreize zur Thätigkeit treten ihm ausnahmslos aus der Außenwelt entgegen, aber die Formen der Thätigkeit gehören ihm allein. Daß aber die Entwickelung dieses persönlichen Bewußtseins nur durch das ihm fremde Nicht-Ich geschehen kann, hat seinen Grund darin, daß die Seele die Bedingung ihres Seins nicht in sich hat, daß sie nicht causa sui ist, daß sie ein Modus des Absoluten ist. *)

Mit der Erschaffung der individuellen Persönlichkeit ist auch das Wesen des Gemüts ein anderes geworden. Es ist nicht mehr das allgemeine Gesetz unseres an die Gesamtheit gebundenen geistigen Lebens, es ist jetzt die Offenbarung der ursprünglich vorhandenen, durch den Lebenslauf zum Bewußtsein gebrachten Eigentümlichkeit des Wesens, das die Form der Ichheit trägt. Das Wesen des Gemüts besteht nicht mehr in der Einwirkung der äußeren Dinge auf das Ich und dessen unbewußter Gegenwirkung, sondern es ist jetzt die Herrschaft des selbstbewußten Ich über den Kreis des Nicht-Ich. Das Ich erweitert damit gleichsam sein Wesen über diesen ganzen Kreis hinaus, denn es setzt ihn, gegliedert, zu sich in bestimmte abgestufte Verhältnisse des Wertes, sucht in ihm die eigenen Lebensformen, das eigene Wesen, findet sich, mit andern Worten, in ihm mehr oder weniger vollständig wieder. Hier ist auch der Punkt, wo die Entwickelung des höchsten und eigenartigsten Gefühls, der größten Wunderthat des Gemüts, dessen der Mensch allein fähig ist, die Liebe, einsetzt. Denn was ist die Liebe im tiefsten Sinne anderes, als sich selbst im anderen verlieren, um das andere als unser Ich wiederzufinden?

Die Werte, welche die Dinge für uns haben, werden jetzt durch das Wesen unserer scharf ausgeprägten Persönlichkeit bedingt, d. h. die Gefühle, die wir hegen, sind zwar ihrem innersten Wesen nach dieselben geblieben, aber in ihrer Form andere geworden. Sie sind nicht mehr das an die Gesamtheit gebundene Fühlen, dem wir unausweichlich hingegeben waren, sondern sie sind klar bewußte, durchaus persönliche, in ihrer spezifischen Beschaffenheit erfaßte, die wir in dieser Art mit niemandem genau übereinstimmend teilen. — Jedes derselben bleibt nach wie vor ein einfaches; aber die Verschiedenheit der einzelnen beruht nicht auf ihrer gradweis verschiedenen Stärke des gemeinsamen Fühlens, sondern sie bieten eine Fülle von Formen dar, in deren vielfachen Verknüpfungen wir die Einwirkung der selbstbewußten Persönlichkeit erkennen. Hierüber nur Weniges!

Unter wie zahllosen Formen offenbart sich in dem persönlichen Gemüt z. B. das Gefühl des Mutes! Wie weit steht der bloß passive Mut, Leiden und Tod still und geduldig zu ertragen, von dem stürmenden Mut der kampfgierigen Helden aller Zeiten ab? wie weit der Mut der sittlichen Überzeugung von dem sich thatkräftig in der Überwindung von Gefahren bewährenden? was ist der Mut des Seemanns den drohenden Elementen, was der Mut desselben eingebildeten Gespenstererscheinungen gegenüber? Wie verschiedene Erscheinungen das Gefühl der Liebe und Freundschaft annehmen kann, lehrt ein einziger Blick auf die Dichtung der Völker. Welche Verschiedenheit der Färbung drückt demselben Gefühl derselben Person die Verschiedenheit der Jahre auf!

Selbst gemischter Gefühle, d. h. solcher, die aus entgegengesetzten Elementen zusammen geflossen scheinen, ist unsere Persönlichkeit fähig. Solcher Art ist das Gefühl, mit dem wir für unsere Lieben auf ein höchstes Glück gern und willig verzichten, solcher Art das Gefühl des todwunden Kämpfers, der für des Vaterlandes Freiheit und Ehre sein hoffnungsreiches Leben freudig dahingiebt. Es ist unmöglich, dies Gefühl nur als den raschen Wechsel von Lust und Unlust zu erklären, nein, es ist ein höheres, aus beiden Elementen gemischtes. Als einheitliches Gefühl müssen wir die bittere Freude und den süßen Schmerz anerkennen, aber nur voll entwickelt in der entwickelten Persönlichkeit.

Mit jeder weiteren Steigerung der Ausgestaltung unsers inneren Lebens steigert sich auch die Feinheit

*) Nicht deshalb erfassen wir uns als ein Ich, weil wir uns von unserm Nicht-Ich außer uns uns gegenüber unterscheiden, sondern gerade umgekehrt, weil wir uns in uns selbst und von uns selbst unterscheidend, das Ich erfassen, unterscheiden wir das uns außer uns gegenüberstehende Sein als unser Nicht-Ich. Rothe, Ethik I. 153. Bei genauer Betrachtung ergiebt sich, daß diese Anschauung von der unsrigen nur scheinbar scharf abweicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Durchkreuzung der Gefühle, eine Feinheit, die wissenschaftlich nicht mehr zu zergliedern, kaum durch die Kunst anschaulich zu machen ist. *)

Die individuellen Gefühle können auch nach einer andern Seite eine Steigerung erfahren, sie können zu Affecten werden. Das Hauptmerkmal für dieselben bleibt die Stärke des erregten Gefühls, aber dieses Merkmal erschöpft den Begriff nicht. Es giebt Gefühle von der höchsten Stärke, z. B. tiefe treue Liebe, festes Rechts-, lebendiges Ehrgefühl; sie alle sind keine Affecte, weil sie nicht im stande sind, das Gleichgewicht unsers inneren Lebens zu stören, unser Ich so unter die Herrschaft eines einzigen Gefühls zu bringen, daß es aufhört selbstbewußt zu sein. Gewöhnlich klingen die Affecte in Gefühlszuständen aus, die wir Stimmungen zu nennen pflegen, und in denen das Wesen des Gemüts besonders klar hervortritt.

Sie sind von den Gefühlen nicht durchaus verschieden, sondern dem Grade, mehr noch der Ausdehnung nach. Sie sind im Gegensatze zu dem wechselnden, einfachen, rasch ablaufenden Gefühle, Gefühlszustände. Sie bezeichnen den Gesamtzustand unseres Bewußtseins in demselben Sinne, in dem wir von einem Gemein- oder Lebensgefühl reden, der sich aus dem Zustande der Functionen unsers ganzen Leibes ergiebt. Während die einfachen Gefühle der Lust und Unlust gewöhnlich mit einer einzelnen Vorstellung verknüpft sind, ist die Stimmung stets mit einer größeren Gruppe von Vorstellungen verbunden. Alle Vorstellungen, die in solcher Zeit in unserm Bewußtsein sind, stehen gleichsam in einer eigentümlichen Beleuchtung, die von unserer Stimmung ausstrahlt und nicht nur die Vorstellungen in dieser eigentümlichen Färbung zeigt, sondern sich auch auf die gewöhnlich mit ihr verknüpften Gefühle fördernd oder hemmend, ja sie umwandelnd erstreckt.

Was uns sonst mit dem Gefühle der höchsten Lust erfüllte, kann unter dem Einflusse einer entgegengesetzten Stimmung in das Gegenteil umschlagen. Wie erhöht, wenn wir in fröhlicher Stimmung sind, ein heller Frühlingstag mit seinen knospenden Bäumen, der lachenden Sonne und den fröhlichen Menschen unsere Freude! Und ganz dasselbe glückstrahlende Bild kann entweder eindruckslos an unserm geistigen Auge vorüberziehen, oder vielleicht sogar das Gefühl der schneidendsten Unlust erregen, wenn uns eine trübe Stimmung beherrscht. Ein dunkler Himmel und eine trübe Erde, eine öde Landschaft erregen in solchen Fällen in viel geringerem Maße das Gefühl der Unlust, als jenes freundliche Bild.

In diesem Sinne sprechen wir von einer Verstimmung. Verstimmung ist eine verdorbene Stimmung, es ist nicht die rechte, dem Menschen angemessene, aus seinem Wesen sich ergebende Stimmung. Wir sind unfähig, in der richtigen, uns sonst angemessenen Weise zu fühlen; es erwachen in uns Gefühle, welche nach unserm ganzen eigentümlichen Sein sich den ins Bewußtsein tretenden Vorstellungen gewöhnlich nicht anschließen. Sie scheinen von einem uns fremden Ich auszugehen.

In etwas anderer Weise bedienen wir uns des Wortes Mißstimmung. Sie ist gar keine Stimmung; unser Ich ist gar nicht im stande, auf Eindrücke von außen zu antworten, und während die Verstimmung einer uns ungewohnten Beleuchtung gleicht, die über unsere ganze innere Welt ihren fremdartigen Schleier breitet und jede Vorstellung nur in dieser fremden Beleuchtung ins Bewußtsein treten läßt, hindert die Mißstimmung überhaupt jedes klare Bewußtwerden irgend welcher Vorstellung und damit jedes lebendige Gefühl. Es ist uns eben alles gleichgültig, wenn wir mißgestimmt sind, es ist kein rechtes Freuen und kein rechtes Trauern möglich. Man kann die Mißstimmung vielleicht erklären aus dem Vorhandensein einer Fülle von verschiedenen, wirr durcheinander flutenden Vorstellungen, welchen gegenüber das Ich seine Stellung nicht nehmen, nicht mit den angemessenen Gefühlen antworten kann.

Im allgemeinen sind die Gefühle von beschränkter Dauer, ja es giebt seelische Zustände, in denen die Stimmung ohne klar erkennbaren Grund in ihren geraden Gegensatz plötzlich umschlägt. Es sind dies Zustände

*) Aufmerksam zu machen wäre noch darauf, daß auch der Begriff der Zeit in dem persönlichen Wesen sich ändert. Eine Stunde Zeit und eine Stunde Harrens und Wartens, welch ein Unterschied! Hier ist nicht mehr das Muß des wirklichen Zeitverlaufs, sondern der persönliche Eindruck, den wir von demselben haben, das Entscheidende.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hochgradiger Erregung, in welchen unser Ich seine innere Welt nicht mehr ausreichend beherrscht, so daß es unvermittelt aus einer Lage in die andere übergeht. Ich erinnere nur an das tausendfach durch die Erfahrung bestätigte Wort „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt u. s. w."

Im Gegensatze hierzu giebt es Stimmungen, welche von langer Dauer sind, ja unser ganzes Leben hindurch anhalten. Hierher gehören z. B. das Ehrgefühl, der kriegerische Geist, die vertrauende völlige Hingabe des Frommen an seinen Gott. Hier geht die Stimmung über in Gesinnung oder Gefühlsweise, in der bei Befragung des Selbstbewußtseins ein Letztes und Tiefstes in uns unmittelbar und in gleichmäßig bestimmter Weise, bei verschiedenen Personen verschieden, auf die Reize des Nicht-Ich antwortet. Und das ist eben wieder die besondere Eigentümlichkeit des persönlichen Ich, die besondere Art, wie es mit den Dingen, den Personen, den Ideen verkehrt, unser Gemüt!

Es ist nicht anders, „das Gemüt ist der Grundstock des Menschen, die Empfängnis, die Art und Weise wie der Mikrokosmus vom Makrokosmus gespielt wird, wie Gott, die Welt und die Menschheit mit der Seele in Verkehr gesetzt sind, wie dem Geschöpf Gottes zu Mute, wie es gemutet ist." *)

Bei allen ist hiernach das Gemüt seiner Art nach verschieden, und wir haben eine verschiedene Erregbarkeit des Gemüts anzuerkennen, eine verschiedene Art seiner Lebendigkeit. Man bezeichnet diese verschiedene Färbung, Verfassung oder diesen Zustand des Gemüts gewöhnlich mit dem Namen des Temperaments. Das Gemüt ist nicht Temperament, aber es hat Temperament, es ist die besondere Lebhaftigkeit, Schnelligkeit, Schwerfälligkeit oder Wärme, mit der das Gemüt sich offenbart. Auf welchen Gründen diese Verschiedenheit beruht, ist unbekannt. Wie weit die leibliche Beschaffenheit mitbedingend einwirkt, wie weit langdauernde geistige Einflüsse zur Geltung kommen, ist nicht zu entscheiden; klar nur liegen diese angebornen Besonderheiten vor aller Augen.

Eine leichte allseitige Erregbarkeit der psychischen Zustände ist die Grundlage des sanguinischen Temperaments. Da aber die Menge der erregten Vorstellungen sehr groß ist, so kann das Interesse an denselben nur von geringer Nachhaltigkeit sein, und wir werden hier ein empfängliches, aber oberflächliches Gemüt ohne Kraft finden. Nichts im ganzen Kreise des menschlichen Lebens erscheint dieser Gemütsart fremd, aber nichts ist im stande, es ganz einzunehmen, es dauernd zu erfüllen. Schon der nächste Eindruck verwischt den ersten völlig, unstät wechselt der Gedanke wie das Gefühl. Es ist die unendliche Bestimmbarkeit der Jugend, die uns hier entgegentritt.

Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Busens stillen Grund,
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt die Eingeweide.

Gelingt es einer glücklichen Entwickelung, sich die Empfänglichkeit für alle eindringenden Eindrücke zu bewahren, und dabei doch das Interesse, das sie erregen, nach dem Werte, den sie für das getroffene Innere haben, abzustufen, so würde damit ein reiches, aber auch ein tiefes Gemüt erwachsen. Es ist hier mehr der Gefühlswert der Eindrücke, welcher den Sinn gefangen nimmt und daher die Neigung erzeugt, sich ausschließlich diesen Erregungen hinzugeben. Leicht kann sich dieser Hang zu Gefühlserregungen nach der Seite entwickeln, daß das Gemüt vor allem, was diese Erregungen nicht darbietet, sich verschließend, die einmal entstandene Stimmung festhält und weiter entwickelt. Es kann dann einerseits ein fruchtloses, unklares Träumen entstehen, das wir gewöhnlich als Merkmal des melancholischen Temperaments betrachten, andrerseits kann die Tiefe und Beharrlichkeit des Gefühls, welches in seiner Unruhe zu phantastischer Thätigkeit treibt, eine Schwärmerei erzeugen, welche, überzeugt von der Berechtigung ihrer Träume, viele Blätter der Geschichte aller Völker mit Blut gezeichnet hat.

Tritt zu dieser einseitigen Gefühlserregbarkeit, wie häufig geschieht, die Fähigkeit, den harmonischen

*) B. Goltz, des Menschen Dasein u. s. w. I. 307.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder disharmonischen Wert der Eindrücke lebendig aufzufassen, so erblüht hieraus leicht jenes Lächeln unter Thränen, was des Humors innerste Seele ist. Auch die Stimmung der zarten Lyrik trifft diese Gemütsart am sichersten:

Zart Gedicht und Regenbogen
Sind stets auf dunklen Grund gezogen.

Die bisher geschilderten Gemütsarten sind wesentlich mehr bestimmbar in dem Sinne gewesen, als sich das Ich nur seines Verhaltens zu den Eindrücken in den Gefühlen bewußt wurde. Es nahm, wie man sagt, die Eindrücke mehr leidend auf. Es ist die Gemütsart des noch unentwickelten, weniger thatenfreudigen Ich, das lieber auf sich wirken läßt, als daß es selbst auf die Eindrücke gestaltend und ordnend gegenwirkte.

In der völlig und angemessen entwickelten Persönlichkeit tritt die letztgenannte Gemütsart mehr in ihre Rechte. Insofern die Welt des Gemüts hier eine geordnete, festere geworden ist, daher nicht so viele reizbaren Punkte zeigt, als die noch werdende, unentwickelte, ist die Erregbarkeit schwerer, die eingetretene heftiger, die Rückwirkung der Persönlichkeit stärker. Nach seinem Sinn will hier das Ich alles gestalten, und weil sich infolge der geringeren Ausdehnung der reizbaren Stellen die Kraft des Geistes auf Einzelheiten richtet, so ist diese Gemütsverfassung diejenige, mit welcher die umgestaltenden, weltbewegenden Helden ausgestattet sind. Ist der Umkreis des geistigen Lebens ein sehr enger, so wird auch die Rückwirkung des Ich, das Gefühl immer einseitiger, und es bildet sich jenes Zerrbild von unwandelbarer Folgerichtigkeit, der pedantische Eigensinn, die beschränkte Dickköpfigkeit.

Als das höchste Ziel, die schönste Blüte unseres inneren Lebens wird gelten ein unwandelbares Gleichgewicht unsers Gemüts, in welchem das Ich aus allen Erschütterungen des Lebens, aus den mannigfachen Erfahrungen vielfacher Irrungen heraus eine feststehende gleichmäßige Lebensführung gewonnen hat. Nicht jeder Eindruck setzt das Ich in Bewegung, erregt ein Gefühl; aber das erregte wirkt nicht nach der zufälligen Stärke des Augenblicks, sondern wird auf das Maß zurückgeführt, das ihm in der geordneten Gemütswelt zukommt. Nicht unempfänglich gegen die Eindrücke, wird dieses Gemüt doch von keinen einseitigen Stimmungen und wilden Affecten fortgerissen. Unberührt durch sinnliche Verlockungen oder selbstische Triebe, wird der Träger dieses Gemüts in gleichmäßiger Sicherheit den einmal als richtig erkannten Weg wandeln, seine Pflicht thun, auch wo sein Interesse nicht geweckt ist, stets besonnen, ohne besondere Vorliebe für seine Weise thun, was er für recht erkannt. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß infolge der lange angesammelten Reize dies schwerflüssige Gemüt langsam in Bewegung gerät, dann aber ein gewaltiger Strom kraftvoller Leistung hervorbricht, der um so wirksamer ist, als er mit besonnener Stärke dahinflutet.

Im allgemeinen ist diese beneidenswerte Gemütsstimmung die des vielerfahrnen Greises, des Weisen, der offenen Auges und offenen Herzens ein reiches Leben gelebt. Große welterschütternde Ereignisse knüpfen sich für gewöhnlich nicht an ihre Person, wohl aber sind sie die leuchtende und wärmende Sonne für kleine Kreise, sind sie der ruhende Mittelpunkt für ihre bewegte nächste Umgebung.

Ist freilich jene gleichmäßige Ruhe des Gemüts gegen äußerliche Anreize eine Folge der Leerheit des Gemüts, antwortet die Seele überhaupt keinem Eindrucke, weil nichts in ihr ist, was erregt werden könnte, dann steht vor uns die träge Gefühllosigkeit, eine Stumpfheit des Geistes, die dem tierischen Wesen nahe kommt.

Doch mit alle dem ist noch immer nicht das voll getroffen, was der Deutsche als sein Gemüt in Anspruch nimmt, was er als seine besondere Eigentümlichkeit den andern Völkern gegenüber rühmt. Ist der auf den vorhergehenden Blättern ausgeführte Gedanke, daß das Gemüt die Offenbarung der besonderen Persönlichkeit ist, richtig, so kann auch das deutsche Gemüt nur die Äußerung des eigentümlich entwickelten deutschen Ich sein. Und diese Erklärung trifft in vollem Maße das Rechte. Jeder deutsche Mensch ist eine besondere, eigens geartete Welt für sich, denn in vollem Gegensatze zu den slavischen und romanischen Völkern, die nur in der Masse zur Geltung kommen, den allgemeinen Volkscharakter nur wenig verschieden in den einzelnen Gliedern gefärbt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zeigen, sind die Deutschen in hervorragender Weise scharf ausgeprägte Personen. Schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte zeigen sie diese besondere Eigentümlichkeit, auf denen ein guter Teil ihrer Erdenschicksale, ihrer Größe und ihrer Schwächen beruht.

Auch die deutsche Philosophie baut sich in ihren hervorragendsten Systemen auf der Erkenntnis von dem Werte des persönlichen Lebens auf. Leibnitz' Monadenlehre zeigt uns die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit, Kants Sitten- und Freiheitslehre ist ohne hochentwickeltes persönliches Bewußtsein nicht verständlich, von demselben Grundsatze gehen Fichte und Schelling aus, welche an der Persönlichkeit als dem absoluten Principe festhalten.

So legt auch überall der Deutsche das Hauptgewicht auf die Beschaffenheit seines inneren Menschen, und unser Volksideal liegt in der Innerlichkeit, in der centralen Stellung des Ich, in der Unabhängigkeit von allen äußeren Zuthaten. Überall ruht der Hauptton auf dem tief und stark ausgeprägten Ich, auf der Überlegenheit des eigenen persönlichen Seins über alle Gegenstände der inneren und äußeren Welt.

Daher jene trotzige Selbstwilligkeit, jener schrankenlose Freiheitsbegriff der Deutschen, daher ihre Neigung, jede Unterordnung zu fliehen, oder sie wenigstens zu einer freiwilligen zu machen, auch die höchste Pflicht persönlich, wählerisch zu bestimmen. Wie bei keinem Volke hat bei den Deutschen das Ich seine Lebensformen den Dingen aufgeprägt, nicht aber in dem Sinne einer willkürlichen Herrschaft, um diese nach dem eigenen Belieben zum bloßen Selbstgenuß zu erniedrigen, sondern um sich in ihnen wiederzufinden, in allen Dingen einen Abglanz des eigenen Wesens zu finden.

Weil in seiner geistigen Welt aller Anstoß von dem eigenen Ich ausgeht, so sieht er auch in allem Geschehen ein schlagendes Herz als Ursache und treibenden Grund; darum ist seine ganze Umgebung, die gesamte Welt seiner Erkenntnis lebendig.*) Mit all seinen Gewohnheiten und Arbeiten, mit den geringsten Erlebnissen, den unbedeutendsten Dingen, mit seinen Kleidern und Gerätschaften verwächst der deutsche Mensch; sie alle gehören zu seinem Leben, sind mit seinem Wesen aufs innigste verknüpft. Kein Gegenstand ist ihm jemals bloßes Object abstracter Erkenntnis, alle haben für ihn Sinn und Bedeutung, weil sich Erlebnisse an sie knüpfen, weil sie Symbole geworden sind. Es ist ihm stets mehr um die Stimmung zu thun, die jeder Gegenstand in ihm erweckt, um die Idee, deren Erscheinung ihm jener Gegenstand ist. In allen sucht er sein eigenes Selbst wiederzufinden.

Daher ist ihm nichts in allem äußeren Geschehen gleichgültig. Um das von ihm träumend erschaute Geistige in allen Erlebnissen sinnlich wahrnehmbar zu machen, strebt er alle Thätigkeit des realen Lebens zu bedeutungsvoller Bildlichkeit umzugestalten, und das ganze Mittelalter, ja selbst unser heutiges Volksleben zeigt jedes wichtigere Thun des Lebens umgeben von feststehender Formel, geweiht und verschönt durch sinnvollen Brauch und geheimnisvolle Übung.

Wie er in aller Natur das Walten einer ordnenden Vernunft ahnend erkannt hat, so waltet auch über sein und seiner Genossen Leben und Schicksal eine liebende Vernunft, der er sich vertrauend hingeben kann, und von dieser Anschauung schreibt sich die tiefe Religiosität des deutschen Menschen.

Eingelebte Formen, vertraute Umgebung sind Bedürfnisse seines Gemüts; nur der Deutsche fühlt den ganzen Zauber des Wortes Heimat, nur in ihm lebt jene unzerstörbare Anhänglichkeit an das Althergebrachte, von den Vätern Überlieferte. Ist es ihm doch ein unabtrennbarer Teil seines Selbst. Ein eigentümlicher Beweis hierfür ist, daß uns das Wort „alt" als ein Schmeichelwort gilt: Alter Junge, altes Haus, dat oll lütt worm im Plattdeutschen.

Wenn so schon der Deutsche sein Ich in allen Dingen wiederfinden will, so ist seine Hingabe an eine Person, an eine Idee schrankenlos; aber nur wenn sie freiwillig ist, ist sie ohne Grenzen. Es liegt eine

*) Siehe hierüber Ausführliches S. 23.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

furchtbare Größe in der einseitigen, beschränkten Auffassung dieser Hingabe, die durch kein Bedenken der Vernunft oder der sittlichen Gebote gemildert werden kann. Man denke an Hagen und Chrimhilde! Das ist jene vielbesungene und vielgefeierte Treue im deutschen Gemüte, die wir in Nibelungenlied und Gudrun erkennen und noch heute in der Freundschaft, der Ehe, in Amt und Beruf, der Liebe zu dem angestammten Herrscherhause wiederfinden. So schrankenlos die Eigenwilligkeit, so schrankenlos auch die Hingabe der eigenen Person!

Mit dieser Eigentümlichkeit hängt eng zusammen jene Wahrhaftigkeit, die nicht anders scheinen will, als sie ist, jene Schämigkeit, die eigenen Gefühle zu enthüllen, damit sie nicht für gemacht oder übertrieben gelten, und jene einfache und herbe Größe in der Übernahme und Durchführung aller Pflichten. Nicht im Rausche überströmender Begeisterung sind die großen Thaten unseres Volkes vollbracht worden, sondern in dem klaren, einfachen, aber tiefen Gefühle der Pflicht, so daß sie alle den herben Beigeschmack des strengen Sollens tragen.

Ganz entsprechend dem eigenwilligen, bestimmt ausgeprägten Ich, das sich deshalb auch ganz und voll dem einmal mit Liebe erfaßten Gegenstande hingiebt, ist das deutsche Gemüt schwerflüssig. Schwer nur nistet sich der neue Eindruck ein, langsam entwickeln sich die Vorstellungen und Gefühle, aber, wenn der Kern des Inneren getroffen ist, in nie geahnter Stärke und Nachhaltigkeit.

Eng verbunden mit diesen Vorzügen sind die deutschen Schwächen. Es ist leicht ersichtlich, wie leicht jene trotzige Eigenwilligkeit übergehen kann in starren, unbeugsamen Eigensinn, wie die treue Hingabe an die gewohnte Arbeit ausarten kann in peinliche Pedanterie, die hohe Schamhaftigkeit und Zurückhaltung im Verkehr in ungeschickte Blödigkeit und Formlosigkeit, die Wahrhaftigkeit und Gradheit in querköpfige Rechthaberei und rauhe Grobheit.

Aus allen Vorzügen aber und Schwächen des deutschen Gemüts strahlt als seine Eigentümlichkeit hell hervor ein Ich, das sich spröde gegen den Zwang nur äußerlich eindringender Reize verschließt, aber doch bereit und fähig ist, aus sich heraus sich den Dingen, Personen und Ideeen rückhaltslos und liebevoll hinzugeben.

Noch ist übrig, einige Bemerkungen über die Bedeutung des Gemüts für unser inneres Leben zu machen, und wir kehren daher zu der Betrachtung seiner Entwickelung zurück, die wir durch die Schilderung der Gemütsarten unterbrochen hatten.

Je mehr das Subject lernt, sich dem empfangenen Inhalt gegenüber in seiner Innerlichkeit festzuhalten, um so stärker und sicherer entwickelt sich in dem fortschreitenden Prozeß der persönlichen Ausgestaltung die Kraft, allem äußerlich herantretenden Stoff gegenüber sich in freier Bestimmung und Anordnung als Herrn zu bewähren. Die ganze Fülle unserer Erfahrung, unserer inneren Erlebnisse ist für uns ein Object geworden, mit dem wir schalten nach unserer Wesenheit, dem wir seinen je verschiedenen Wert aufprägten nach Maßgabe unserer bewußten Eigentümlichkeit. Dem Nicht-Ich bilden wir scharf und bestimmt die Formen unseres Ichlebens ein, die bis jetzt nur zweckmäßig verbundenen Vorstellungen verknüpfen wir anders, wir ordnen sie einander über oder unter nach ihrem Werte für uns zu einem geschlossenen System. Das Gemüt strebt vom Einzelnen zum Ganzen, nicht zum Allgemeinen fort, nur im Begriffe des Ganzen beruhigt sich seine rastlose Bewegung. Darum gestalten wir die zusammenhangslosen Bruchstücke des Weltlaufs, die wir in unsern Vorstellungen in uns tragen, zu einem Ganzen, in welchem die einzelnen Teile als lebendige Glieder harmonisch verknüpft sind. Nur das Wertvolle ist für das Gemüt das Seiende. Es ist nur befriedigt, wenn es wahrnimmt, daß nicht bloß wirkende Ursachen walten, sondern daß auch Zwecke in diesem ganzen Getriebe erfüllt werden, Zwecke, welche dem ganzen Sein erst Wert und Würde verleihen. Wir tragen die Welt nicht im Kopfe, sondern im Herzen, und von dem Gemüte wird die Auffassung der natürlichen wie der geistigen Welt, Wissenschaft, Kunst, Religion und Sittlichkeit bestimmt. Nur ganz im Allgemeinen können wir diese Gedanken verfolgen; ganz dürfen wir sie der Vollständigkeit der Betrachtung wegen nicht übergehen.

Die verschiedene Auffassung der Natur wird wesentlich durch die Verschiedenheit des Gemüts bestimmt.

Was innerlich in uns vorgeht, pflegen wir zu äußern, Freude und Trauer durch Lachen und Weinen, Liebe und Haß spiegeln sich in unserm Auge, verklären oder verzerren die Gesichtszüge. Es ist deshalb eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gleichbleibende Eigentümlichkeit des Gemüts, alles Äußere als eine Darstellung, als eine Erscheinung eines Inneren zu betrachten. Dabei erinnere man sich der Auseinandersetzungen des ersten Teiles der vorliegenden Arbeit, nach denen alles Äußere für uns nur als Wahrnehmung, also als ein Inneres vorhanden ist, daß jede Wahrnehmung, sei es eine Anschauung, sei es ein Gedanke, mit einem bestimmten Gefühle verknüpft ist, das nicht durch das wahrgenommene Object bestimmt werde, sondern durch unser Ich. Dieses unser Gefühl setzen wir nun, ebenso wie die Vorstellung, gleichsam nach außen, denn was wir an Leid und Lust von den Eindrücken der Dinge erfahren, das fassen wir nicht, wie es in Wirklichkeit der Fall ist, auf als unsere Erregung, sondern wir schreiben sie als unmittelbare Beschaffenheit den Dingen zu, verwandeln sie in eine Freundlichkeit oder Feindlichkeit der Dinge uns gegenüber. Es ist also, genau genommen, ein falscher Ausdruck, wenn wir sagen, wir fühlten diese oder jene Annehmlichkeit der Dinge oder der Verhältnisse; vielmehr kann nur die Empfindung oder Wahrnehmung derselben, welche von dem angenehmen Gefühl begleitet ist, als ihr Gegenstand bezeichnet werden. Wir aber schreiben das Süße und das Bittere, den Duft, den Klang den Dingen selbst als charakteristische Eigentümlichkeit zu, deren Angenehmes und Unangenehmes uns nur nebenbei zufällt. Da nun unserm Gemüt alles Äußere als Darstellung eines Innern gilt, so glauben wir ahnungsvoll in diesen Vorzügen oder Nachteilen den eigenen Wert oder Unwert der Dinge zu erkennen, der von ihrem innersten Wesen Kunde giebt. Alle Veränderungen, die mit den Dingen vorgehen, fassen wir in diesem Sinne auf*), Anziehen und Abstoßen werden uns Hassen und Lieben, Entstehen und Vergehen, Geburt und Tod, und unser Gefühl sagt uns, wie den Dingen dabei zu Mute sein müsse, d. h. zu Mute wäre, wenn sie ein lebendiges Gemüt hätten.

Dadurch, daß wir unser eigenes Leben in die Natur hineinlegen, wird sie uns lebendig, wird sie uns zu einem lebenden Organismus, dessen Äußerung uns die Offenbarung eines in den Dingen eigentümlich waltenden Gedankens ist, eines Zweckes derselben, der sich in der Erscheinung klar legt. Wir allein sehen den Stolz des Rosses, das den Sieger trägt, für uns ist der Löwe der König der Tiere, für uns allein klagt das schmelzende Lied der Nachtigall, — immer aber nur, wenn unser Wesen das wirklich fühlen kann. Denn durch die Eigentümlichkeit seines Ich ist jedem Wesen bestimmt, was ihm als Lust oder Unlust gelten soll.

Darum kommt es bei der Betrachtung der Natur auf das Auge an, mit dem man das alles sieht, auf den innern Sinn, unsere Eigenart, auf unser Ich, an dem allein liegt, was ihm als Glück und Unglück gelten soll, auf unser Gemüt. Niemals ist die Natur schön oder häßlich, grausig oder lieblich durch ihr bloßes Sein, sondern weil sie uns uns selbst näher bringt, weil wir nicht sie, sondern uns selbst in ihr genießen. Dies ist der Grund, warum alle Völker, alle Individuen die Natur verschieden auffassen, warum gerade die Natur am leichtesten zu dem Menschen auf der höchsten Kulturstufe zwar nicht immer spricht, wohl aber sprechen kann.

Im Gemüte allein liegt auch das Verständnis für die Kunst. Das Kunstgefühl zeigt sich in enger Verwandtschaft mit dem Naturgefühl. Unsere ästhetischen Anschauungen sind gebunden an die Bedingungen der Naturumgebung, in der Natur sind uns die Formen gegeben, denen wir das Schöne nacherzeugen. Erst wenn wir in der Welt das Bild eines Ganzen sehen, das in allen seinen Teilen von der Vernunft beherrscht, durch eine höhere Ordnung gegliedert ist, sehen wir sie mit den Augen des Künstlers. Die Aufgabe der Kunst ist es, die ganze „Welt der Werte in die Welt der Formen" zu verwandeln.**) Das künstlerische Beobachten ist ein Schauen, und das ist mehr als Sehen! Es wird aus dem Object herausgelesen, was gar nicht in ihm liegt. Die Kunst stellt demnach nicht das Wirkliche dar, sondern wie wir dieses Wirkliche im Gefühl tragen; sie läßt uns den Wert fühlen, den die damit verbundene Gemütserregung für unser geistiges Leben hat. Der Künstler stellt die Gefühle durch Gestalten dar, welche er innerlich schafft und dem Stoffe einprägt, wir hingegen verstehen diese Gestalten, d. h. wir nehmen sie auf, so daß sie unser Fühlen erregen, wir sind im stande, „aus der Verhüllung der Form das in ihr enthaltene Glück herauszufühlen." **)

*) Siehe S. 21, wo dies als ein besonderes Merkmal des deutschen Gemüts angeführt wurde.
**) Lotze, Mikr. I. S. 273.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Je nach den Stoffen, denen sie ihre Formen aufprägen, unterscheiden sich die Künste und sind deshalb von verschiedenem Einfluß auf das Gemüt. Den tiefsten übt die Musik aus; denn sie stellt nicht irgend ein bestimmtes Object, nicht irgend einen besonderen Gedanken dar, sondern unmittelbar eine Stimmung, die nicht an irgend ein bestimmtes Object geknüpft ist, das Gemüt an sich ohne gedanklichen und anschaulichen Inhalt. Darin berührt sie sich mit der Baukunst, denn auch diese drückt nur Stimmungen aus, will durch ihre Werke nur Stimmungen erwecken, so z. B. durch den Tempel die Andacht. Also auch hier Darstellung eines wertvollen Innern durch ein angemessenes Äußeres, und überall, wo wir aus einem Äußeren ein Inneres erkennen, wo wir in der Thätigkeit ein Inneres sehen, wo wir unser eigenes Leben in dem fremden Gegenstande erblicken, sind wir mit ganzem Gemüte dabei. *)

Aber auch der Wissenschaft ist das Gemüt nicht fremd, noch gleichgültig gegen dieselbe. Ich meine es nicht nur in dem Sinne, wie Deinhardt, daß Lust, Liebe, Interesse für eine Wissenschaft den Forscher fördert, ihm seine Mühe erleichtert, sondern in einem tieferen Sinne.

Unser Verstand vermag, angeregt durch die Erfahrung und die Natur unsers Ich, die nicht zusammengehörigen Vorstellungen wieder zu trennen, die zusammengehörigen aber nicht bloß zusammenzulassen, sondern sich zugleich in Gestalt allgemeiner Begriffe und Grundsätze der Rechtsgründe bewußt zu werden, um derentwillen sie zusammengehören, entsprechend dem Streben des Geistes, allenthalben und überhaupt einen inneren Zusammenhang und Gesetzlichkeit der Erscheinung zu suchen. Das ist aber nicht die alleinige Wirkung des gleichgültigen Verstandes, denn nur die einzelnen Erscheinungen beobachtet, sammelt und sichtet er, um daraus Gesetze abzuleiten; er verknüpft auch nur Punkt mit Punkt, soweit ihn die Veranlassung der Wahrheit treibt. Niemals aber verbindet er diese Erfahrungen zu einem Gesamtbilde der Welt und ihres Zusammenhangs. Niemals sucht er zu der aufsteigenden Reihe von Ursachen die letzte abschließende, niemals zu den vielfach bedingten Wirklichkeiten das alle Bedingende. Dies ist Aufgabe der aus dem Gemüte geborenen Vernunft. Im Gegensatze zu dem Verstande verlangt sie, „daß von dem Ganzen der Wirklichkeit Formen des Daseins befolgt werden, in denen sie allein den Wert des Wirklichen verbürgt findet". **) Dieses sind Forderungen des Gemüts, welches nach eigenem Maßstabe dem Einzelnen seinen Wert nach seiner Stellung im Ganzen anweist. Zeichnen wir nun, unserm innern Drange nach dem vollkommenen Zusammenhang der Dinge folgend, ein Weltbild, so giebt es viele Bestandteile in demselben, welche nur als Forderungen unsers Gemüts geglaubt werden müssen. Unsere Beurteilung der Wirklichkeit beruht auf dem unmittelbaren Zutrauen des Gemüts, auf dem Glauben, daß die Welt kein blindes, zufälliges Spiel sei, sondern daß der Verlauf der Wirklichkeit einen lückenlosen Zusammenhang nach allgemeinen Gesetzen bildet; und schon damit hat das bloße Denken thatsächlich den Kreis seiner Berechtigungen überschritten. Diese wissenschaftliche Gestaltung ist eine die Erfahrung überschreitende Fortsetzung des Wirklichen, ein apriorisches Gestalten, eine Vollendung der Tendenz derselben.

Das Wissen des endlichen Geistes, wie weit es auch vordringe, ist doch Stückwerk, aber, ob wir ein Teilchen von der Welt erkannt haben, oder einen Teil, immer sehen wir es als ein Bruchstück eines Ganzen an, immer ist die Idee des Ganzen die Ergänzung dieses Stückwercks. ***) Alle kausale Notwendigkeit, welche die Wissenschaft erkennt, setzt eine schließlich alles bedingende Ursache voraus, und damit kommen wir unwider-

---

*) Steinthal, Poesie und Prosa. Zeitschr. f. Völkerphych. VI.

**) Lotze, Mikr. I. S. 273. II. S. 285.

***) Indem wir ein Gedicht lesen, so sammeln wir gleichsam nach und nach aus den Teilen den Gedanken des Ganzen und fassen ihn zu einem Bild zusammen, das dann rückwärts den Sinn der Teile beleuchtet. Nur aus den Teilen verstehen wir das Ganze und wieder erst aus dem Ganzen die Teile. Wir lesen die Welt nicht anders als ein solches Gedicht. Wenn wir aus den einzelnen Erscheinungen zum Grunde, aus den Teilen zum Ganzen streben, so gehen wir den Weg der Erfahrung. Und wenn die Teile aus dem vorläufig erfaßten Ganzen neues Licht empfangen, so führt uns die Idee. Erfahrung und Idee fordern sich hiernach einander. Trendelenburg, Log. Unters. II. 456.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leglich zu dem Schlusse, daß alles Endliche nicht auf eignem Grunde stehe, sondern auf dem Unendlichen beruhe, und daß das Absolute oder Gott bei jeder Betrachtung der Welt als letzte Ergänzung hinzugedacht werden muß.

Über alle endlichen Beziehungen hinaus leitet uns so der Gedanke vom Endlichen zum Unendlichen. Aber erst wenn das Unendliche von unserm Gemüte ergriffen wird, wenn die Sehnsucht des Gemütes uns dahin treibt, dies Unendliche und Vollkommene zu erfassen, entsteht in uns die Religion und mit ihr die höchsten Formen der Thätigkeit desselben.

In der Religion zeigt sich erst der ganze Mensch. Hier enthüllen sich seine Ideale, was er als Letztes und Höchstes anerkennt, als das Höchste verehrt, als den eigentlichen Zweck erstrebt.

Gerade das Bewußtsein unserer Endlichkeit und Bedingtheit ist es, das uns treibt, unsere Zuflucht im Unendlichen und Unbedingten zu suchen. Unser eigenes gebrechliches Sein hat nur einen Wert, wenn es gefaßt wird als Moment im Bedingten, wenn wir überzeugt sind, ein inniger Zusammenhang bestehe zwischen unserm irdischen Dasein und dem geheimnisvollen Ganzen des von uns geahnten Weltbaues, wenn wir glauben, daß unser irdisches Leben nicht zwecklos und bedeutungsleer ohne Zukunft verlaufe, sondern daß es eine Vorarbeit sei für ein ewiges Leben. Je mehr sich das Gemüt mit diesem Unendlichen erfüllt, um so größer ist der Ernst, aber auch die Freudigkeit, mit der es sich den täglichen Aufgaben des irdischen Lebens zuwendet. Denn wie groß oder gering die von uns erreichten Erfolge nach den uns verliehenen Gaben sein mögen, ihr Wert liegt nur in dem Verhältnisse des Gemüts zu unsern Aufgaben, in der Liebe zu der Arbeit, in der Treue, mit der wir unserm Ziele und Berufe nachstreben. So ist dann überall unser endliches Tagewerk durchleuchtet von dem Strahle des Unendlichen, steht die geringste Thätigkeit im Dienste der höchsten Idee, ist jede Arbeit ein Gebet.

Und ist es nicht endlich unser Gemüt, welches die Art unsers Verkehrs und Zusammenhangs mit den Menschen, von dem kleinsten Kreise der Familie bis zu dem weitesten Kreise der Menschheit bestimmt? Niemals ist es ein Act des Erkennens, wenn ich mich so ganz einig weiß mit meinem Volke, wenn seine Größe mein Stolz, seine Ehre meine Freude, sein Unglück das meine ist. Was es möglich macht, daß mir das Herz schwillt bei seinem Ruhme, daß eine ihm zugefügte Beleidigung mich härter trifft, als eine eigene Kränkung, das ist das persönliche Ich mit seiner Fähigkeit sich ganz hinzugeben, das ist mein Gemüt.

Wenn auch im Gemüt die Geburtsstätte der Ideeen ist, so finden sie doch dann erst ihre höchste Erfüllung, wenn sie sich als eine bewegende Macht im inneren Leben erweisen, wenn sie nicht bloß als kalte theoretische Gebilde vor uns stehen, sondern das Ich völlig einnehmen, dieses zu ihrem Träger umwandeln. Der Weg hierzu ist die Entwickelung des Charakters, und daher halten wir das Gemüt für seine Voraussetzung.

Wir unterscheiden im Charakter zwei Momente: die dem Gemütsleben entspringenden Triebe und eine neue geistige Thätigkeit, den Willen.

Mit unsern Gefühlen ist eng verbunden ein Streben. Wo gefühlt und Interesse empfunden wird, wird auch mindestens ein Streben vorhanden sein, das Streben nach der Fortdauer des angenehmen und dem Aufhören des unangenehmen Gefühls. Aber es ist dies doch mehr noch ein leidendes Verhalten, „es ist der Trieb im Grunde nur das Innewerden eines Getriebenseins.“ Die Folgen dieser Wahrnehmung sind auch nur unwillkürliche. Es entstehen ohne unsere Absicht „allerlei Bilder körperlicher Bewegungen, die bald als Mittel zur Erreichung eines äußerlichen Gegenstandes, bald als Linderungen eines vorhandenen Weh's unserm Bewußtsein vorschweben.“ *)

Zum Willen wird das Begehren erst, wenn es der Gedanke durchleuchtet, wenn wir die Triebe, die zu einer Äußerung drängen, in klarem Bewußtsein wahrnehmen, die Entscheidung darüber, ob ihnen nachgegeben werden soll, erst gesucht, die Wahl derselben dem von ihnen nicht abhängigen Ich überlassen wird.

*) Lotze, Mikrokosm. I. 286.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist unmöglich diese eigentümliche Thätigkeitsweise des bewußten Seelenlebens aus einfachen Bestandteilen abzuleiten und also zu definieren. Was Wille sei, ist nicht erklärbar, ist nur, wie das Gefühl, erlebbar, ist für jedes Bewußtsein als schlichte Thatsache sofort klar.

Ein Wollen setzt immer die Vorstellung dessen, was gewollt wird, voraus; da aber mit jeder Vorstellung ein wertsetzendes Gefühl verbunden ist, so wird diese zum Beweggrund für die Thätigkeit des Wollens. Der einzelne Willensact erscheint daher immer als das Ergebnis einer Wahl, und das Schwanken bei derselben zeigt an, daß mehr als eine Entscheidung möglich ist, d. h. daß mehr als ein Beweggrund, mehr als eine mit einem wertsetzenden Gefühl verbundene Vorstellung von Dingen oder Zuständen verglichen werden. „Ich will" bedeutet demgemäß eigentlich „ich habe gewählt". *) Welcher Beweggrund schließlich den Ausschlag giebt, sich als der stärkste erweist, das hängt im allgemeinen vom Gemüt, oft aber von der augenblicklichen Verfassung desselben ab. Hohe Erregungen in Freude und Schmerz, Zorn und Schreck können zu Handlungen hinreißen, welche mit dem Wesen des Handelnden im Widerspruch stehen.

Nur bei der wirklichen Handlung gelangt das schließliche Wollen, der Entschluß, zum Bewußtsein; wir werden uns nie unmittelbar des Willens, sondern nur der Vorstellung „ich werde" bewußt, denn unmittelbar werden wir uns stets nur unseres Fühlens bewußt. Aber niemals ist deswegen „ich will" gleichbedeutend mit dem klaren und zuversichtlichen „ich werde". Untrennbar von dem Willen ist ein gewisses Moment der Billigung, der Absicht, welches dieses Gefühl des Getriebenseins zum Wollen macht. Jene geistige Thätigkeit gehört dem Gefühl allein nicht an, denn dem Gefühl fehlt der thätige Anstoß, welcher auf so einzige Art mit dem Wollen verknüpft ist. Die Vorstellung mit dem mit ihr verknüpften Gefühl allein ist noch nicht Wollen, es tritt ein ganz neues geistiges Element ein, die besondere Aktivität des Ich, von der die Vorstellung ebensowenig weiß wie das Gefühl.

Der Inhalt des Wollens wird nur durch die Vorstellungen und Gefühle herbeigeführt: dem Willen bleibt nur die Möglichkeit, unbeschränkt aus dem gebotenen Thatbestand zu wählen.

Erfolgt nun unter gleichen Umständen eine gleichmäßige Entscheidung dieses Willens, zieht sich durch alle Willensacte eines Menschen ein Gleiches und Allgemeines hindurch, so erscheint dieses Gleiche als eine bleibende Eigenschaft oder Beschaffenheit des Handelnden, und wir nennen sie Charakter.

Der Charakter ist jedoch nimmer eine bloße Abstraktion des Urteilenden, sondern es ist eine ganz bestimmte wirkliche Macht, die fortgesetzt gleichmäßig bestimmte Handlungen hervorbringt, er ist das alle Willensäußerungen bewirkende Princip, und die Consequenz und Folgerichtigkeit in unserm Wollen ist ein Beweis für sein Vorhandensein. Nach dieser Seite unterscheiden wir einen starken und schwachen Charakter, ohne daß wir damit irgend eine sittliche Beurteilung geben wollen. Wir nennen einen schlechten Charakter doch stark, wenn in allen seinen einzelnen Willensacten seine Bosheit zu Tage tritt, und tadeln einen guten Charakter als schwach, wenn er nicht im stande ist, seine Besonderheit in jedem einzelnen Falle zum Ausdruck zu bringen. Die herrschende Weise der Äußerung ist hier also das, was wir Charakter nennen, und in nicht viel anderem Sinne sind wir gewohnt, den Arten in der Zoologie und Botanik einen Charakter zuzuschreiben. Aber — und darin liegt ein Unterschied von der höchsten Bedeutung — das Tier tritt mit seinem bleibenden Charakter in die Welt, der Mensch ohne einen solchen; der des Tieres ist bei allen gleich, der des Menschen individuell und erst im Verlaufe der Zeit zu erringen.

In diesem Sinne hat jeder Mensch Charakter, und Charakterlosigkeit ist nur ein schärferer Ausdruck für die Schwäche des Charakters. Gewöhnlich sucht man den Grund für diese Verschiedenheit in der Stärke des Willens, wie ja die Unterscheidung zwischen starkem und schwachem Willen eine allgemein gebräuchliche ist. Es fragt sich nur, ob diese gradweise Stärke dem Willen als solchem zukommt, oder ob noch andere Ursachen vorhanden sind, welche diesen Unterschied in der Bethätigung des Willens begründen.

*) Schon Sokrates meint, die menschlichen Handlungen kämen durch Überlegen und Wählen zustande.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir haben hier zuerst zwischen den einzelnen Willensacten und dem allen einzelnen gemeinsamen Princip, dem Wollen an sich, zu unterscheiden, gerade wie wir das einzelne, bestimmte Gefühl von der Fähigkeit des Fühlens an sich trennten. In keiner Weise soll damit dieses Wollen an sich als eine für sich seiende Kraft, abgetrennt von unserm Ich, hingestellt werden, sondern wir sind überzeugt, daß eine Thätigkeit der Seele ohne die andern nicht denkbar ist, „daß in jeder Form ihres Wirkens stets die ganze Seele thätig ist". *)

Nun kann das Wollen, die besondere Aktivität unseres Ich im allgemeinen stärker oder schwächer hervortreten, im Gegensatze zu den andern seelischen Thätigkeiten von größerer oder geringerer Stärke sein. Dies gilt ja ganz allgemein von allen Thätigkeiten unseres Geistes. Wie verschieden ist bei verschiedenen Menschen die Fähigkeit, sich die einzelnen Vorstellungen klar und scharf ins Bewußtsein zu rufen; wie reich an Vorstellungen ist das Bewußtsein des einen, wie arm das des andern! Wie feurig und tief fühlt der eine, wie kalt und schwächlich sind die Gefühle des andern! So werden wir auch von einer mehr oder minder scharf ausgeprägten Aktivität, von einer stärkeren oder geringeren Willenskraft der einzelnen Menschen sprechen, wie schon bei der Betrachtung der Gemütsarten angedeutet worden. Unbeugsamkeit und Beharrlichkeit, nicht weniger auch Trotz sind Beweise für die Stärke, Nachgiebigkeit und Zerfahrenheit für die Schwäche des Wollens. Bei den einzelnen Willensäußerungen, die ihrem Wesen nach gleich sind, haben wir neben dem Inhalt des Wollens, der nach der eben genannten Richtung keinen Unterschied bedingt, ebenfalls die Stärke der Thätigkeit zu unterscheiden sowohl nach Größe als nach Dauer. Sie ist eine rein mechanische Kraft, welche gemessen wird an dem Widerstande, den sie zu überwinden hat und überwindet. Je nach der Gewalt der gegenüber stehenden Hindernisse, welche der Wille zur Erreichung seines Zieles zu besiegen hat, beurteilen wir seine Stärke. Der thörichte Trotz, der sich weder durch Gründe noch durch äußere Gewalt beugen läßt, zeigt die bloße Stärke einer mechanischen Kraft. Psychologisch ist diese Kraft nicht zu erklären; alle Versuche, aus der Entgegenstellung oder Verbindung der einzelnen seelischen Elemente diese gradweise Verschiedenheit des Willens zu erklären, führen nicht zum Ziel, denn sie zeigen uns nur die Thatsache selbst, nicht ihren Grund. Ebensowenig wie wir den Willen als Seelenregung erklären können, ebensowenig können wir durchschlagende Gründe für seine verschiedenen Stärkegrade anführen.

Die mechanische Stärke des Willens allein kann also nicht das Wesen des Charakters bestimmen. Wohl ist sie ein notwendiges Merkmal desselben — denn ein Wollen, das bei seinem Heraustreten aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit versagt, ist kein Wollen —, aber nur eins unter vielen. Auch ein starkes Wollen ferner, das sich mit gleicher Kraft auf einander entgegengesetzte, sich gegenseitig ausschließende Ziele richtet, entbehrt des Hauptmerkmals des Charakters, der gleichmäßigen Entscheidung des Willens unter gleichen Umständen. Wir erwarten ebenso in der zeitlichen Abfolge eine gleichmäßige Beständigkeit, eine herrschende Äußerungsweise des Wollens. **)

Woher und auf welche Weise bildet sich nun jene entschiedene und entscheidende Gewalt des allgemeinen Wollens, welche sich dem besonderen aufprägt?

Der Grund hiervon liegt in unserm ganzen vorstellenden, fühlenden und wollenden Ich. Nicht der Wille will, sondern unser Ich will vermittelst des Willens; dieser ist also ohne die andern seelischen Zustände nicht zu denken. Einen Willen ohne Inhalt giebt es nirgends, er ist immer bestimmt durch seinen Gegenstand, seinen Zweck. Deshalb sind wir gewohnt, bei jeder Handlung nach ihren Gründen zu fragen, eine grundlose That ist uns ein undenkbarer Gedanke. Wir loben und tadeln ferner Handlungen nicht als bloß äußerliche Vorgänge, sondern weil wir sie als Folgen guter oder böser Beweggründe auffassen. Es ist demnach nicht eigentlich der Wille, über den unser Lob oder Tadel ergeht, wenn wir von der anzuerkennenden Stärke und Energie absehen, sondern es sind seine Beweggründe, die wir beurteilen. Da diese Beweggründe, richtiger die

*) Lotze, Mikr. I. S. 202.

**) Der Charakter setzt neben und über dem mannigfachen Wollen, an dem er zum Vorschein kommt, ein Wollen voraus, durch das er zum Vorschein kommt. Volkmann, Lehrb. d. Psychol. II. 456.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gewalt derselben, in unserm Ich wurzelt, so quillt auch der Wille aus den tiefsten Gründen unserer Persönlichkeit, und das Urteil über den Willen trifft, genau genommen, uns selbst.

Sprechen wir demnach von einem guten oder bösen, einem gemeinen oder edlen Charakter, so meinen wir damit die guten, bösen, edlen, gemeinen Gesinnungen, welche sich in den einzelnen Willensacten äußern, zu Tage treten, und zwar gleichmäßig, dauernd und mit der nötigen Stärke des Wollens zu Tage treten.

Hiernach unterscheidet sich der Begriff des Charakters nicht wesentlich von dem des Gemüts; denn er ist die feststehende, bleibende Art und Richtung der Gesinnungen, aber eine so entschiedene Art und Richtung, daß der Übergang von ihr zum Wollen und zur That ohne langes Bedenken geschieht, keines zögernden Entschlusses bedarf, daß die aktive Thätigkeit der Seele sofort angeregt und so stark ist, daß sie nicht aus ihrer Richtung gebracht werden kann. Die bloße Gesinnung ist darum noch nicht Charakter, weil ihr die Initiative fehlt, sich wirksam nach außen zu bethätigen, weil nicht sie, sondern ein anderer zufälliger Beweggrund, welcher unter Umständen ihr gerade entgegengesetzt ist, den Willen bestimmen kann. Auch der Tapfere kann einmal fliehen, auch der sittliche Mensch von der Begierde überwältigt werden. Die bloße Gesinnung ist also deshalb noch nicht Charakter, weil die gleichmäßige Bethätigung derselben ohne entsprechende Willensentschiedenheit nicht möglich ist. Es scheint folglich der Charakter nicht nur an dem Inhalte, sondern auch an der Form des Willens zu haften, und es erhebt sich hier die Frage nach der Freiheit des Willens. Mit der Unfreiheit des Willens wird der Charakter eine uns von außen, durch äußeren Zwang aufgeprägte Art und Weise des Wollens, ist er nichts anderes als das allgemein die Gattungen der Tiere und Pflanzen Unterscheidende.

Den eigentlichen Gegensatz gegen die Freiheit sieht Spinoza *) mit Recht nicht in der Notwendigkeit überhaupt, sondern in einer besonderen Art der Notwendigkeit, dem Zwange. Dieser geht nicht aus dem Wesen selbst hervor, sondern ist ein ihm Fremdes, auch wenn es dem Innern angehört; er ist eine Notwendigkeit, welche das aus dem Wesen selbst hervorquellende Streben überwältigt und zwingt. Wir nennen deshalb den Willen desjenigen unfrei, der durch äußere Gewalt oder durch den Zwang eines fremden Willens zu einer Handlung vermocht wird. Frei bin ich also, wenn ich nach meinem eigenen Willen verfahre. Doch liegt hier die Möglichkeit vor, daß ich eine fremde Einwirkung, Furcht oder Hoffnung, in meine Seele als Beweggrund des Willens aufnehmen kann! Gewiß, aber tausend Beispiele bezeugen genügend, daß ich mich diesen Beweggründen nicht anzuschließen brauche, daß auch die drohende Gefahr des Todes selbst nicht im stande ist, den ursprünglichen Willen zu beugen.

Damit ist aber die Frage, ob das Wollen an sich frei ist, noch nicht beantwortet. Steht der Wille zwischen den verschiedenen andrängenden Beweggründen wie ein ganz unabhängiger Herrscher, der ganz aus eigener Machtvollkommenheit zwischen den Beweggründen seine Wahl trifft? Auch diese Frage sind wir geneigt, ebenso unbedenklich zu bejahen, wie die eben gestellte. Bedenken wir nur, wie oft es uns gelungen ist, uns selbst zu besiegen, wie oft wir wilde Begier und wüste Leidenschaft zurückgedämmt haben! Das ist doch gewiß ein Beweis, daß der Wille unbedingter Herrscher und frei ist! Aber wie ist denn jener erwähnte Sieg zustande gekommen? Etwa durch einen ganz unbegründeten Willensact? Das ist nicht der Fall! Wir haben den Sieg über Begierde und Leidenschaft davongetragen, weil wir ihnen die Furcht vor ihren notwendigen üblen Folgen, die Freude an dem zu erhoffenden Siege, die hohen Ideeen der Pflicht entgegenstellten. Alle diese Gedanken sind zu Beweggründen des Willens geworden, und nur weil diese Beweggründe stärker waren, hat der Wille in ihrem Sinne unser Verhalten bestimmt. Nicht der Wille an sich ist es, der den Beweggründen ihre Kraft verleiht, er ist vielmehr in ihnen enthalten. Sie zwingen den Willen nicht eigentlich, aber ohne einen Beweggrund giebt es überhaupt einen Willen nicht. Der Wille kann sich überhaupt nur auf Objecte richten, welche wir kennen. Was uns unbekannt ist, was nicht in unserem Geiste lebt, kann niemals irgend

*) Ethik. I. T. VII. definit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welchen Einfluß auf das Wollen gewinnen.*) — So erscheint hier der Wille nicht als Herrscher, sondern, wenn auch nicht gerade beherrscht, so doch immer an seine Beweggründe gebunden. — Dieser Thatsache gegenüber steht aber eine andere ebenso wenig abzuleugnende Thatsache, nämlich, daß wir uns bei jeder Handlung bewußt sind, wir hätten auch anders handeln können, als wir handelten. Dieser Möglichkeit sind wir uns in unserm Innern unmittelbar bewußt, und so klar bewußt, wie irgend einer andern seelischen Thätigkeit.

Wir können ferner eine Handlung nur dann dem Handelnden zurechnen, nur dann kann von einer Verantwortlichkeit für irgend eine That die Rede sein, wenn die Möglichkeit gegeben ist, daß auch anders gehandelt werden konnte. Von dieser Überzeugung läßt sich nichts abdringen, aber ihre Richtung ist nicht genau. Die Freiheit bezieht sich nicht auf den Willen allein, sondern geht auf den ganzen Menschen, auf sein ganzes Wesen.

Die Bethätigung des Wollens ist ursprünglich eine bloße Möglichkeit, sie wird erst zur Wirklichkeit in dem einzelnen Willensact, der unter bestimmten Bedingungen vor sich geht. Diese besonderen Bedingungen, unter denen das mögliche Wollen zu einem wirklichen Willensacte wird, sind die Bestimmungs- oder Beweggründe des Willens, die Motive. Diese Beweggründe können rein zufällige sein, ihre Wirksamkeit kann auf einer ganz zufälligen, augenblicklichen Beschaffenheit unseres Gemütes beruhen, das durch Freude, Trauer, Schreck und dergl. gestört ist, — aber sie bestimmen den Willen nach der Seite, daß uns die Handlung als eine fremde, nicht von uns ausgegangene, erscheint. Wir hätten anders und besser gehandelt, wären wir unser selbst mächtig gewesen. Leichtsinn, unbewachte Begier, irgend ein selbstischer Reiz waren die Beweggründe, und zwar Beweggründe, die nicht zu unserm Charakter gehören. Die Bedingungen für ein besseres Wollen sind in uns vorhanden gewesen, aber gehemmt, unterdrückt; jetzt durch die Sättigung des Begehrens sind sie wieder frei geworden; aus ihrer zeitweisen Unterdrückung und endlichen Befreiung, aus der Scham und Trauer über unsere jetzt richtig erkannte und verabscheute Handlung entwickelt sich der Vorsatz, künftig den Beweggründen, die zu unserm Wesen gehören, nachzugeben: und damit ist dieser Vorsatz mit ein Beweggrund für alle zukünftigen ähnlichen Willensacte geworden, von jetzt an beeinflußt auch er in bestimmter Weise unser Wollen.**)

Wir sehen daraus, daß die uns zu unseren Handlungen verpflichtenden Gebote nicht Sätze sind, deren wir uns vor aller Erfahrung bewußt waren, sondern dies werden sie erst durch die Erfahrung und eine nachfolgende Überlegung unseres Geistes. Es ist seine natürliche Beschaffenheit, daß wenn die Verhältnisse des Lebens ein Handeln von seiner Seite erfordern, er zunächst dieser Forderung genügt. Aber erst in einer späteren Überlegung ist er im stande das Gethane zu überblicken und sich hierbei derjenigen Regeln bewußt zu werden, nach denen gehandelt worden ist, oder vielmehr gehandelt werden mußte.***)

Ein Wollen kommt also nie für sich allein vor, sondern stets als eine Bewegung des lebendigen Geistes, der sich bei diesem Wollen die Folgen seiner Handlung deutlich vorstellen und den Wert oder Unwert seiner Gesinnungen klar fühlen kann, noch bevor er wählt. Damit sich nun der Wille um des Guten willen für das Gute entscheidet, scheint das Bewußtsein dieser Werte zu genügen. Aber — stimmen wir denn alle über das, was wir ein Gut nennen, überein? Wie kommt der Wille dahin, sich wirklich zu entscheiden? Auf diese Fragen giebt es keine Antwort, wenn wir den Menschen nur in seiner Vereinzelung betrachten. Unus homo nullus homo. Es ist eine unrichtige Anschauung, welche sich den einzelnen Menschen abgetrennt von der Gemeinschaft vorstellt. Einen solchen abstracten Menschen giebt es nirgends als in der wissenschaftlichen

*) Lehmann, d. Problem der Willensfreiheit, Progr. Duderstadt, 1887, bestreitet sogar die Herrschaft des Willens über die Vorstellungen. „Denn entweder weiß der Wille schon, welche Vorstellung gerufen werden soll: dann wäre die Vorstellung schon da und brauchte erst nicht gerufen zu werden; oder der Wille kennt die Vorstellung noch nicht; wie kann er sie rufen?“ — Aber so kann nur schließen, wer den Willen als Abstractum von dem Ich abtrennt.

**) Wir bedürfen also stets der Gelegenheit, um unsere Neigungen zu erkennen und zu bekämpfen, d. h. der Versuchung. Wir müssen geprüft werden, damit wir uns bewähren können; alles, was in der Tiefe unseres Wesens als bloße Möglichkeit schlummert, muß ans helle Tageslicht kommen, um geändert und gebessert zu werden.

***) Lotze, Mikr. III., cap. 5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Überlegung. Unser Ich denken wir in Wirklichkeit immer eingeschlossen von einem „Wir.“ Schon wenn ich von mir sage: „Ich bin ein Deutscher“, so gebe ich in diesem Urteil nicht meine besondere persönliche Beschaffenheit an, sondern den gemeinsamen Inhalt der Gesamtheit, zu der ich mich zähle. Unter dieser Gemeinschaft ist aber nicht nur die Gemeinschaft während unsers gegenwärtigen Lebens zu verstehen, nein, der Mensch ist auch ein historisches Wesen in der Gemeinschaft der lebendigen Entwickelung der Geschichte, ein lebendiges Glied von der Vergangenheit zur Zukunft.*) Überall ist er beschränkt und bedingt durch das, was vor ihm liegt, mit der Gewalt ihrer Eindrücke und Einflüsse drückt die geschichtliche Vergangenheit auf ihn, prägt ihm eine bestimmte Form auf.

In diese große geistige Gemeinschaft unsers Volkes und damit der ganzen Menschheit sind wir hineingeboren als Glieder derselben. Unser ganzes geistiges Leben ist von dem lebendigen Geiste dieser Gesamtheit bedingt. Niemand von uns hat sich seine Sprache oder seine Religion geschaffen, überall sind wir durch feste Sitte und bestimmte Formen des Rechts gebunden. In diesem Volksgeiste wurzelt das geistige Leben jedes Einzelnen, in ihm ist die Fülle aller sittlichen Verhältnisse gegeben.

Hingegen ist dieser Gesamtgeist doch selbst wieder ein Erzeugnis der Thätigkeit aller Einzelgeister, und alle geistige Entwickelung der Völker ist ein ununterbrochener geistiger Prozeß, der bis auf die Gegenwart fortdauert.

So ist jeder der Endpunkt einer langen Entwickelungsreihe, aber auch zugleich der Anfangspunkt einer neuen. Nicht aber in dem Sinne ist jeder der Endpunkt, als sei er nur das einfache mechanische Erzeugnis derselben; nein, ein neues geistiges Element mit besonderen Fähigkeiten, besonders geartet, wie wir dies in den Betrachtungen über das Gemüt auseinandergesetzt, tritt in dieses Getriebe ein, von allen geistigen Elementen beeinflußt, aber auch sie wieder beeinflußend, nach seiner Besonderheit sie umgestaltend. Und darin liegt die höchste Aufgabe seines Lebens und Wirkens, in ihrer Erfüllung sein höchstes Glück. Was wir von den Vätern überkommen haben, das sollen wir, nach unserm eigentümlichen Wesen umgestaltet, bereichert, vertieft unsern Nachkommen überliefern.

Das ist der Zweckgedanke unsers persönlichen Seins, seine Idee; es ist das Gesetz unsers Wesens, das wir in unserm Innern tragen, dessen Verwirklichung das Ziel unserer Bestimmung ist. Daher dürfen wir mit Recht sagen: nur sollend bin ich, was ich bin, Mensch, — ähnlich wie das Wort der Schrift: „Und er schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“, jenes unendliche und hohe Ziel andeutet, zu welchem wir uns entwickeln sollen. Ja, des Menschen irdisches Leben ist Arbeit, nicht Haben und Genießen, denn sein Ziel ist ein unendliches.

Deshalb finden wir im Gegensatze zu den bloßen Wiederholungen des natürlichen Geschehens in der Welt des Sittlichen Entwickelung und Geschichte, und zwar nicht eine Geschichte, die blind und zwecklos verliefe, sondern in ihrem Werdegang, an der Richtung ihres Stromes ihr Ziel, wenn auch nicht klar erkennen, so doch zuversichtlich ahnen läßt.

Sie besteht auch nicht in der sogenannten organischen Entwickelung, in der sich das Spätere als eine notwendige Folge des Früheren ergiebt, sondern überall in ihr ist die Kette des bloßen natürlichen Zusammenhangs durchbrochen durch die That des Absoluten, wie es sich offenbart in den Helden des Geistes, in den großen von Gott erwählten Werkzeugen seines erhabenen Zwecks. Die ganze Geschichte ist eine „fortlaufende Befreiungsthat, die Menschen von dem bloß kreatürlichen Selbst zu erlösen durch die in ihr wirkende Kraft des Absoluten und seiner Offenbarung.“ Erst hiermit ist der ganzen geistigen Entwickelung ein Ziel gesteckt, zu dem alles Geschehen hindrängt, erst dadurch wird unser Denken über sich selbst hinaus geführt zur Anerkennung objectiver Principien, erst hierdurch auf „bestimmte ethische Principien als die erklärenden Gründe des geistigen Lebens geführt, nämlich auf die Gewißheit einer irdischen und die religiöse Ahnung einer ewigen Bestimmung!“ **)

*) Trendelenburg, Naturrecht auf dem Grunde d. Ethik § 34—36.
**) Glogau, d. Grundprobl. d. Psychol. S. 31.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nach der Gesamtheit unserer Auseinandersetzungen erscheint uns daher die Meinung, daß alle sittlichen Überzeugungen des Gemüts ohne Unterschied aus der bloßen Erfahrung entstehen sollen, völlig unzulässig. Fänden nicht alle Menschen den Gedanken der Pflicht und des Sollens, wenn auch nicht schon klar entfaltet, gerade so wie den Gedanken an das Vorhandensein einer Wahrheit, schon als etwas Ursprüngliches in sich, in eine leere Seele würde gewiß nie durch Erfahrung das Bewußtsein des Sollens gebracht werden können.*) So ringt der Geist der Menschheit in den vielfältigsten Formen nach der Darstellung des Höchsten, er sieht ein Ganzes, das nicht ist, sondern sein soll.**) Die Entwickelung ist eine unendliche in ewig aufsteigender Linie. Mit dem geschichtlichen Fortschritt nimmt die Kraft der offenbarenden Thätigkeit zu; jedes Gut, Erkenntnis, Sitte und Recht, alles Schöne hat seinen Wert nur in dem höchsten Sinne als eines Mittels zur Befreiung und Erlösung des Menschengeschlechts und des einzelnen Menschen.

Demnach sind auch die ewigen Ideeen für das Menschengeschlecht ein Werdendes, und wenn sie von ihm auch nicht erzeugt, nur gefunden sind, so entfaltet sich ihr Wesen doch immer klarer und reiner in dem geschichtlichen Lebensstrom. Thomas Buckles Behauptung***), daß die sittliche Entwickelung keine Steigerung erfahren habe, widerlegt sich durch die Thatsachen; denn überall in der Geschichte finden wir eine Steigerung in den sittlichen Geboten, beispielsweise in der Auffassung der Ehe, der Arbeit, der Menschenwürde, des Staates.

In jedem Volke lebt, freilich verschieden an Klarheit und Weite in den einzelnen Personen je nach deren geistiger Entwickelung, ein höchstes Ideal der Sittlichkeit, als Gottes-Idee gestaltet, und abgeleitet davon, als Menschheits-Idee. Und von diesen aus bestimmen sich alle Forderungen, die an die einzelnen Glieder der Gesamtheit ergehen.

Das vernunftlose Leben im Menschen entwickelt sich vor dem vernünftigen; darum folgt unser tierisches Leben sinnlichen Vorstellungen als Beweggründen, und ideeenlose Selbstsucht regiert den natürlichen Menschen. Verstärkt wird diese sinnliche Seite des Menschenwesens noch dadurch, daß es ein Einzelleben und in sich selbst ein Ganzes ist, dessen Trieb die Erhaltung und Mehrung des eigenen Wesens ist.†) Macht der Mensch diese seine Selbstheit zum Herrschenden und Allwillen, so schneidet er damit alle Entwickelung seines geistigen Lebens ab, denn dann verharrt er im Kreatürlichen, das nur sich will. Die Grundpflicht jedes Einzelnen ist vielmehr die, jenes allgemeine geistige Leben der Gesamtheit, der er angegliedert ist, in sich aufzunehmen, es persönlich zu gestalten, sich zum Träger und Organ seiner Idee zu machen.

Insofern ist diese als das Ziel des persönlichen Lebens hinzustellen, und die Freiheit, die wir suchen, ist keine unbestimmte, keine, welche über das nach allen Seiten abhängige Wesen des Menschen hinausgeht, sondern nur die Möglichkeit, das zu wollen, was es soll.

All das Drängen und Treiben unserer Gefühle und Triebe deutet auf einen objectiven Zweck unsers Daseins, und aus diesen äußeren und inneren Erfahrungen des objectiven Zweckes entnehmen wir die innere Klarheit und Gewißheit, daß ein sittliches Gesetz jedem Menschendasein zu Grunde liegt. Die Erfüllung dieses Gesetzes ist seine Aufgabe, der Endzweck seines Daseins. Dieser innere Zweck, der die Bestimmung des Menschen ausmacht, faßt sich als letzter Zweck in ein Gebot unbedingter Art zusammen. Was unaufgebbar zu der innersten Natur des Menschen, d. h. des Menschen, wie ihn seine stetig an Klarheit und Tiefe zunehmende

*) Lotze, Mikr. II. 298.

**) Lotze, Mikr. II. 604. III. 458.

***) Geschichte der Civilisation in Engl., übers. von A. Ruge, I. S. 153. Vergl. auch Sybel, Gesch. der Revolutionszeit, Einleitung: Keine ältere Zeit nahm Anstoß an den ärgsten Greueln der Kriegführung, an den Greueln einer grausamen Kriminaljustiz, an einer Vernichtung des politischen Gegners, gegen welche alle Schrecken unserer Revolutionen und Reaktionen Kinderspiele sind. Der Gedanke, daß das Leben jedes einzelnen Menschen für den andern etwas bedeute, ist erst durch das vorige Jahrhundert eine thätige Kraft geworden.

†) Siehe hierüber Genaueres bei Trendelenburg, Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. § 34—45.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Idee uns zeigt, gehört, das ist das unbedingt Wertvolle, das wir nach unserer eigentümlichen Art zu gestalten haben, das ist das Gesetz, von dessen Erfüllung es keinen Nachlaß für uns giebt.

Und diese Forderung thut sich uns kund im Gewissen, das wir als die Rückwirkung des ganzen Menschen gegen die selbstsüchtigen Triebe bezeichnen können. Die Bezeugung dieses Gewissens in dem Innern des Menschen ist so alt wie die menschliche Geschichte. Überall, wo der bloßen Begierde gefolgt wurde, ist durch ihre Befriedigung Raum geschaffen worden für die Einwirkung derjenigen Gedanken, welche früher nicht aufkommen konnten. Die Beurteilung der That wird nach und nach eine andere infolge der Gedanken, die sich untereinander anklagen und entschuldigen, immer aber nach Maßgabe der allgemeinen und persönlichen geistigen Entwickelung. Das Gewissen ist nicht sofort ein ganz vollkommen ausgebildetes Organ mit bestimmt gegebenem Inhalt; sondern insofern die Idee des Menschen den letzten Grund des Gewissens bildet, entwickelt es sich allmählich, wird es im Strome des Lebens zarter und feiner ausgebildet. Und wenn auch die Menschenidee in allen dem Wesen nach dieselbe ist, so hängt es doch von der persönlichen Entwickelung des Menschenkindes ab, wie klar jene Idee in uns lebt, welchen Einfluß sie auf uns ausübt.*) So ist es also die Gemeinschaft, welche dem einzelnen Gliede sein wahres Ich vorhält, ihm das Ziel seines Strebens zeigt. Aber sie zeigt es ihm nicht nur, sie ist es auch, welche durch Gewöhnung und Zucht unser Wollen zur Kraft und Freiheit entwickelt. Denn wie das Denken nur nach und nach reift, so wird auch der freie Wille nicht fertig geboren, sondern erst erzeugt. Aber er ist als solcher immer die eigene That des Menschen, seine eigne, seine höchste That. Die Zucht der Gemeinschaft hat nur fördern und helfen können.

Zuerst hat das in der Gesamtheit geltende Gesetz durch bloße äußerliche Gewöhnung eine innere Zustimmung des Wollens erzeugt. Eine höhere Form zeigt das durch die Sitte bestimmte Wollen, denn es ist unmittelbare Übereinstimmung der inneren Willensanlage mit dem durch die Sitte Geforderten. Die Sitte ist schlechthin gegeben und wird mühelos als selbstverständlich geübt, als etwas, was gar nicht anders sein kann, weil es nie anders gewesen, und sie steht deshalb dem Wollen nicht als ein von außen zwingendes Gesetz gegenüber. Aber seinem Inhalte nach ist damit der Wille nicht über den natürlichen Standpunkt hinausgekommen, er ist zwar der Form nach nur durch sich selbst, aber ohne Reflexion über sich selbst bestimmt. Die Macht der Sitte wird gebrochen, sowie die Menschen aufhören, ein gebundenes Leben zu führen, so wie das Bewußtsein aus dem Schlummer der Gebundenheit innerhalb des Gesamtbewußtseins erwacht zum eigenen Nachdenken über das an sich Zweckmäßige und Gute. Das Gute und Schöne ist nicht mehr gut und schön, weil es als solches bei der Gesamtheit gegolten und gilt, sondern es soll sein Recht, als solches zu gelten dem persönlichen freien Urteil erweisen.**)

In dem ewig fortrollenden Strome der Geschichte tauchen immer neue Verhältnisse auf, welche sich der alten Sitte nicht fügen können, für welche also der Maßstab des Urteils fehlt. Das Gemüt ist dadurch gezwungen, aus seinem eigenen Wesen einen eigenen Maßstab für sein Urteil und sein Handeln zu erzeugen. Auch dies geschieht nur in der Gemeinschaft, aber die Stellung des persönlichen Willens zu diesem allgemeinen Gesetze ist wieder eine andere geworden. Das Sittengesetz erscheint von neuem dem Willen äußerlich gegenüberstehend, aber der Wille ist nicht mehr unter dem Zwange der Naturbestimmtheit, der natürlichen Triebe der blinden Selbstsucht, sondern er wird, oder soll bestimmt werden durch das nur in Gedanken erfaßte Gut. Wenn der sittliche Wille unter der Gebundenheit der Sitte eine natürliche Lebensäußerung war, so handelt er jetzt unter dem unverbrüchlichen schlechthin gebietenden Sittengesetz; sein Handeln ist Pflichterfüllung.

*) Freilich dürfen wir hierbei nicht vergessen, daß das Gewissen nicht wie eine unwandelbare Macht und Majestät den Willen zwingt. Im Gegenteil ist er im stande in gewissem Maße diese Macht zu brechen. Dauernder starrer Ungehorsam gegen diese innere Stimme und ihre Mahnungen, erreicht schließlich den Erfolg, daß sie, die anfangs laut in uns erklang wie des Sinai Donner, immer leiser wird und endlich verstummt, daß wir gewissenlos werden.

**) Bei den Griechen ist dieser Zustand besonders klar zu erkennen, es ist die Zeit der Entwicklung der Sophistik und des Sokrates.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier ist der Punkt, wo aller Causalzusammenhang, der sonst das ganze All durchdringt, aufhört. Bis hierher konnte der Mensch geführt und gestärkt werden durch die Gemeinschaft und ihre erziehende Einwirkung. Hier an der Schwelle des unbedingten Entschlusses hört alle äußere Bestimmbarkeit auf. Zu wiederholten Malen ist darauf hingewiesen worden, daß das Wollen undenkbar ist als eine von dem Ich abgetrennte Thätigkeit, daß es nur zu verstehen ist als eine Äußerung dieses Ich, aber nicht in dem Sinne, als sei es ein notwendiges Ergebnis der vorhandenen Gemütslage. Das bloße Wissen, die bloße Erkenntnis des Guten führt noch nicht gleichzeitig auch den Willen zum Guten herbei. Das ist der schon so oft widerlegte Irrtum des alten Sokrates. Der Wille zum Guten kann aber durch keine äußere Macht der Welt erzeugt werden, auch durch keine Offenbarung der göttlichen Gnade, denn der Mensch hat die Freiheit, sie zurückzuweisen. Jeder kann in der Enge seiner selbstsüchtigen Natur verharren, aber er kann sich auch der göttlichen Einwirkung öffnen, er kann sich zum Organ des absoluten Zwecks machen. Und dieser Entschluß ist völlig unbedingt. Unser Ich, das mehr ist als die Summe aller psychischen Ereignisse, hat diesen Entschluß gefaßt, freilich nach unserer religiösen Überzeugung nicht ganz allein auf die eigene Kraft angewiesen, und der so entstandene Wille ist eine wirkende Kraft, ganz wie jeder gefaßte gute Vorsatz, welcher nach bestehenden Gesetzen, nach dem Wesen unsers geistigen Lebens, die vorhandenen Gemütszustände ändern kann. *)

„Die unbedingte Gültigkeit des Causalgesetzes", sagt Lotze **), besteht nur darin, daß jeder in die Wirklichkeit einmal eingeführte Bestandteil nach diesen Gesetzen weiter wirkt. Das gilt auch für das Leben der Seele. Eine Menge Entschlüsse, Anfangspunkte künftiger Bewegungen erzeugt die Seele in sich, und es ist die Möglichkeit vorhanden, daß der Kreis des inneren geistigen Lebens nicht durchgängig einen starren und notwendig ablaufenden Mechanismus bilde, sondern daß in ihm neben unbeschränkter Freiheit des Wollens auch eine beschränkte Macht des unbedingten Anfangs gegeben sei." Vielleicht könnte man sogar, da der Wille mit dem Ich unabtrennbar gegeben ist, diesen, also die aktive Thätigkeit der Seele, als Anfang und Grund des geistigen Mechanismus hinstellen. Damit läge in dem Begriffe des Willens die Freiheit von Anfang an ***), und Schellings Ausspruch, das Wesen des Menschen sei seine eigene That, ein Ur- und Grundwollen, das sich selbst zu dem mache, was es ist, wäre Wahrheit. †)

Immer aber steht auch so noch das Gesetz dem Willen äußerlich gegenüber, es liegt immer noch die Möglichkeit vor, daß ich mich zur Pflichterfüllung oder auch zum Gegenteil entschließen könnte. Damit ist nur die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit des freien Willens und eigenbestimmten Charakters gegeben; wir müßten ewig Anfänger bleiben. Wir wollen aber nicht bei jeder Handlung schwanken, wir wollen gar nichts von der Möglichkeit wissen, gegen unsere Pflicht zu handeln, wir wollen wirklich frei sein allen zufälligen Einwirkungen gegenüber. Erst mit dieser sicher erlangten Bestimmtheit unsers Wesens ist der Wille wahrhaft frei, sind wir selbst tugendhaft. Keine außer uns stehende Macht bestimmt mehr unsern Willen, sondern indem das Gute,

*) „Es ist ein Zeichen des Verrückten, sich überall nicht mehr durch vernünftige Gründe bestimmen zu lassen; aber das Zeichen des Freien, der vom Bösen los ist, daß er auf nichts mehr hört, als auf die Stimme der Vernunft, nicht auf Begierde und Leidenschaften, sondern auf das ethische Motiv." Trendelenburg, Log. Unters. II. S. 122.

**) Lotze, Mikr. I. 294.

***) J. G. Fichte, Werke, II. S. 253: „Wir beruhen freiwillig bei der sich uns darbietenden Ansicht; der Glaube an die Realitäten ist dieses Beruhen; er ist es, der dem Wissen erst Beifall giebt; er ist ein Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen." Ganz so stellt Schopenhauer (die Welt als Wille u. Vorstell. II. S. 244) den Willen als Hauptgrund hin: „Liebe und Haß verfälschen unser Urteil gänzlich; an unsern Feinden sehen wir nichts als Fehler, an unsern Lieblingen nichts als Vorzüge, und selbst ihre Fehler scheinen uns liebenswürdig." — „Eine gefaßte Hypothese giebt uns Luchsaugen für alles sie Bestätigende und macht uns blind für alles ihr Widersprechende. Was dem Herzen widerstrebt, läßt der Kopf nicht ein."

†) Vergl. Plato de republ. X. p. 614 flgd., dazu Kant, Kritik der reinen Vernunft II. S. 422 flgd. (Rosenkranz' Ausgabe.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Macht des Sittlichen, dauernder Besitz und feste Eigenschaft unsers Wesens geworden ist, kann es für den Willen keinen anderen Beweggrund geben als diesen.

Unsre einzelnen Handlungen sind dann nur der selbstverständliche Ausdruck dieses inneren Lebensprincips, das auf dem Boden des natürlichen Menschen eine neue Persönlichkeit erwachsen läßt, eine Persönlichkeit, die sich zum vollkommenen Träger der Menschenidee durch freie Selbstbestimmung gemacht hat. Jetzt wählt der Wille nicht mehr unter verschiedenen Möglichkeiten; sondern mitten unter den unendlichen Einzelheiten und Widersprüchen des Lebens „geht er seinen stillen, sicheren Gang, selig zum seligen Ziele. *)

Darin besteht demnach das volle Wesen des Charakters, unentwegt nur aus der sich selbst gegebenen Bestimmtheit heraus zu handeln. Der Charakter ist Organisation des Willens, seine Bestimmbarkeit nur durch unsere ganze sittliche Persönlichkeit möglich. In diesem Sinne ist der Charakter ein Kunstwerk. Wie ein das ganze Kunstwerk bestimmender Hauptgedanke zieht sich eine Hauptrichtung des Wollens durch denselben, dem jeder einzelne Willensact sich fügt, und die sittliche Selbstbeherrschung verknüpft alles geistige Leben zu einem Organismus. Eine Hauptidee ist es, welche den bestimmenden Hauptgedanken des harmonischen Ganzen hergiebt. Die gesamte leibliche und geistige Ausstattung des Menschen dient hierzu als Mittel, erst in dem harmonisch entwickelten, freien Charakter findet jede Naturbegabung ihre eigentliche Bedeutung, ihren Wert.

Dies wäre der allgemeine Menschheitscharakter, den sich der Mensch erschaffen kann. Er soll sich aber nicht nur diesen allgemeinen, er soll sich seinen Charakter erwerben, seinen Charakter, der ihn von allen Mitmenschen unterscheidet.

Wir haben schon im zweiten Teile der Arbeit auf eine verschiedene Ausstattung des seelischen Lebens im Menschen aufmerksam gemacht, welche wir nicht bewirkt haben, sondern welche uns angeboren ist, die je eigentümliche Erregbarkeit des Gemüts, das Temperament. Durch diese ursprüngliche Bestimmtheit — denn wir können keinen Punkt in unserem seelischen Leben nachweisen, wo sie ansetzt; und wo geistiges Leben wahrgenommen wird, wird es als je verschieden erkannt — sind der Charakterbildung bestimmte feste Grenzen gezogen, innerhalb deren sie verläuft. Jenes allgemeine Menschheitsideal kann daher nur individuell gestaltet werden, kann sich nur innerhalb der angebornen Schranken der Persönlichkeit zur Erscheinung bringen. Es erinnert dies Verhältnis an jene Behauptung Leibnitz's, nach welcher jede Monade das Weltall von ihrem Standpunkte aus spiegelt, indem ihr jedesmal diejenigen Teile am klarsten sind, zu welchen sie in der nächsten Beziehung steht. Mit Recht läßt auch Schleiermacher **) die jedesmalige Aufgabe durch die Individualität des Handelnden bestimmt sein:

Der eine hat die, der andere andere Gaben;
Jeder gebraucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.

Die Seele ist zwar als Erscheinung Resultat, ihrem Wesen nach aber Princip. Im Verlaufe der Entwickelung finden wir in jedem Menschen ein gegebenes Maß geistigen Vermögens, besondere Begabung, reichere oder ärmere Ausstattung, welche, als zu seinem Wesen gehörig, nicht vernachlässigt werden dürfen.

Die erste Forderung, die hiernach an den Einzelnen ergeht, ist, sich seiner individuellen Bestimmtheit bewußt zu werden, seiner Begabungen, seiner Mängel, seiner Neigungen und Abneigungen. Diese besondere persönliche Eigentümlichkeit darf durch den Charakter nicht vernichtet werden, im Gegenteil, sie soll verklärt, wertvoll gemacht werden dadurch, daß sie zum Träger des Menschenideals wird. Diese Idee soll in der besonderen, bestimmten Weise nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte und Mittel zur Erscheinung gebracht werden.

Es kommt gar nicht auf den Umfang des Wirkungskreises an, welchen die verliehenen Gaben beanspruchen, sondern nur auf die Treue, mit der das anvertraute Pfund verwaltet wird. Auch bei den geringsten geistigen Gaben ist doch der Charakter darstellbar, nur muß die Darstellung dem Inhalte angemessen sein. Eine unruhige Vielgeschäftigkeit, eine ungleiche, unstäte Thätigkeit, welche ihr Streben auf die verschiedensten Gegenstände

*) Lasson, Umrisse zur Lehre von der Schule. Progr. d. Luisenstädtischen Realsch. zu Berlin 1871. S. 10.
**) Psychologie S. 469. flgd.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

richtet, ist unangemessene Kraftanstrengung, welche mißfällt, weil sie unsittlich ist. Gerade bei dürftiger geistiger Ausstattung zeigt sich der Charakter als gesammelte Kraft, geregelte, bewußtvolle Thätigkeit und Selbstgenügsamkeit. Viel schlimmer würde sich der Charaktermangel bei reicher Begabung bemerklich machen, denn auch aus der reichsten Veranlagung kann ein armes, unglückliches, durch die Disharmonie der Kräfte zerrissenes Leben erwachsen. Hier würde der Charakter durch gleichmäßige Betonung der verschiedenen Kräfte der Seele sich in der gleichmäßigen und ausgeglichenen Übung aller zum inneren Gleichgewichte entfalten. — Es wäre ein starker Charakter, beruhend auf der kraftvollen Gediegenheit des ganzen Wesens, ohne rauhe Einseitigkeit und starre Strenge; selbst die Tugenden der Sanftmut und Geduld wären mit ihm verträglich. — Größe oder Vollkommenheit des individuellen Charakters hängen nicht ab von der Größe der geistigen Gaben, wohl aber von der harmonischen selbstthätigen Kraft des Geistes, von der geschlossenen, besonnenen, zweckmäßigen Bestimmtheit, die sich am klarsten in der festen Selbstbeherrschung zeigt.

Charakter hat der Mensch also nur, insofern er mit klarem Bewußtsein die natürliche Anlage gestaltet hat zum Träger einer Idee und diese Gestaltung dauernd entwickelt. Es bezeichnet dann der Charakter das in sich Geschlossene, Einheitliche, Harmonische sowohl der Lebensauffassung als Lebensführung, gegründet auf dem Gedanken des klar erkannten Lebenszwecks und der für ihn vorhandenen Mittel. Mit der vollen Hingabe unsers Lebens an diesen Zweck zieht sich durch unser ganzes Thun ein Einheitliches, Gleichmäßiges, die ganze Seele Erfüllendes.

Alle Tugenden des gewöhnlichen Lebens, Fleiß, Ordnung, Sorgfalt, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Redlichkeit hängen von dem alles beherrschenden Charakter ab; aber alle Treue im Großen wie im Kleinen bleibt wertlose Sklaventreue, wenn sie nicht beruht auf der freien That des freien Menschen.

Hier drängt sich noch eine letzte Frage auf, deren Beantwortung nicht umgangen werden kann, auch wenn eine streng wissenschaftliche Lösung unmöglich ist.

Wenn die Pflicht nach der Ansicht Kants nur aus Achtung vor dem Gesetze erfüllt werden darf, das pflichtmäßige Handeln also keine Beseligung des Handelnden herbeiführt, wenn das Sittengesetz unbedingten Gehorsam fordert, selbst auf Kosten der individuellen Wohlfahrt, ja des eigenen Lebens, so thut sich hierin ein schreiender Widerspruch kund. Wie und woher tritt ein schlechthin Unbedingtes in diese von allen Seiten her bedingte Welt? Woher rührt die Möglichkeit, in der einen und gleichen Menschennatur einen so tödlichen Widerstreit zu entwickeln? In dem bloßen Sein der Persönlichkeit liegt schon das Recht, sich als Selbstzweck, nicht nur als Mittel für die Menschheitszwecke zu betrachten. Das Streben nach innerer Befriedigung und Beseligung ist der Menschenseele ebenso unverlierbar angeboren als das nach der rechten Verfassung, der Güte des Willens. Darf da der unheilbare Zwiespalt entstehen, daß das Gute an sich doch noch kein Gut zu sein braucht für mich?

Alles Arbeiten ferner im Dienste unpersönlicher Gesetze, deren ganze Aufgabe nur in dem Dringen auf ihre Erfüllung liegt, ohne daß doch dadurch ein Gut entsteht, das früher nicht gewesen, ist völlig unverständlich.*) Außerdem kann es Gutes und Güter nur geben in dem wollenden, fühlenden und wissenden Geiste, also nur in dem persönlichen Gott und der Welt der persönlichen Geister, die er erschaffen.**)

Kant hat den oben erwähnten Widerspruch scharf erkannt und, um ihn zu lösen, die Glückseligkeit der Tugend in eine künftige Welt verlegt; damit ist aber doch nur wieder die Ansicht festgehalten, daß das Gute an sich auch für mich ein Gut sein muß, wenn auch erst im Jenseits.

Dieser Zwiespalt bleibt ungelöst und unlösbar, so lange wir der Überzeugung leben, daß diese Welt, von welcher wir durch unsere Erfahrung wissen, die einzige und erschöpfende Erscheinung des Realen ist, daß in ihren Kräften und Gesetzen alle vorhandenen Kräfte und Gesetze der Wirklichkeit liegen. Wie wir bei der

*) Lotze, Mikr. III. S. 357.
**) Lotze, Mikr. III. S. 608.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denkenden Betrachtung des Weltalls eine Ergänzung zu dem Bilde desselben nötig hatten, wodurch das Denken thatsächlich den Kreis seiner Berechtigungen überschritt, so bedarf auch die Welt des Sittlichen einer solchen Ergänzung.

Alle jene Ansprüche, welche das Sittengesetz an den einzelnen Menschen stellt, alle Selbstverleugnung und alle Opfer, ja die Hingabe des Lebens, welche es unter Umständen verlangt, sind nicht zu rechtfertigen in einer Welt ohne Gott und ohne ewiges Leben. Nur in dem Glauben an einen persönlichen Gott, der die ewige Liebe ist, kann der erklärende Grund für die verpflichtende Kraft der sittlichen Ideale liegen. Erst mit der Überzeugung, daß es ein liebender Vater sei, der uns geschaffen hat, Bürger seines Reiches zu werden, daß es darum unser Beruf sei, sein Reich, das Reich der heiligen Liebe auszubreiten, — erst mit dieser Überzeugung sind die sittlichen Ideale keine bloßen Gedankenbilder, sondern wirkliche Realität. Damit giebt es für den Gläubigen eine Welt, in der alle Widersprüche und Rätsel des Daseins gelöst sind, aller Kampf des Lebens in fröhlichen Sieg aufgelöst ist, in der alle Dinge ihm zum Besten dienen. In diesem Reiche ist nicht „die Häufung aller Vortrefflichkeiten in unserer Seele, sondern die Liebe zu dem lebendigen Gott, die Sehnsucht, von ihm gebilligt zu werden, der Grund aller Sittlichkeit.“ *)

Er hat uns zuerst geliebt, darum ist die Liebe zu ihm das erste sittliche Gebot. Auch die Geringsten und Elendesten sind seine Kinder, also unsere Brüder und Miterlösten; für sie können wir Opfer bringen, auch die schwersten, ohne uns unglücklich zu fühlen, ohne jenen ebenerwähnten Widerspruch zwischen dem Guten an sich und dem Gute für uns zu empfinden. Darum ist immer und überall die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

*) Lotze, Mikr. III. S. 608.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denkenden Betrachtung des Welt[illegible] n nötig hatten, wodurch das Denken
thatsächlich den Kreis seiner Berech[illegible] des Sittlichen einer solchen Ergänzung.

Alle jene Ansprüche, n[illegible] nschen stellt, alle Selbstverleugnung
und alle Opfer, ja die Hingabe [illegible] rlangt, sind nicht zu rechtfertigen in
einer Welt ohne Gott und ohn[illegible] an einen persönlichen Gott, der die
ewige Liebe ist, kann der erklär[illegible] er sittlichen Ideale liegen. Erst mit
der Überzeugung, daß es ein li[illegible] Bürger seines Reiches zu werden,
daß es darum unser Beruf sei, s[illegible] szubreiten, — erst mit dieser Über-
zeugung sind die sittlichen Ideale [illegible] tliche Realität. Damit giebt es für
den Gläubigen eine Welt, in der [illegible] gelöst sind, aller Kampf des Lebens
in fröhlichen Sieg aufgelöst ist, [illegible] n. In diesem Reiche ist nicht „die
Häufung aller Vortrefflichkeiten in [illegible] lebendigen Gott, die Sehnsucht, von
ihm gebilligt zu werden, der Gru[illegible]

Er hat uns zuerst geliel[illegible] ittliche Gebot. Auch die Geringsten
und Elendesten sind seine Kinder, [illegible] sie können wir Opfer bringen, auch
die schwersten, ohne uns unglückl[illegible] Widerspruch zwischen dem Guten an
sich und dem Gute für uns zu er[illegible] ie Liebe des Gesetzes Erfüllung.

*) Lotze, Mikr. III. S. 6[illegible]

© The Tiffen Company, 2007
TIFFEN Gray Scale

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf